

VALERIA SERRAVALLI

#2

*Der Preis  
einer Nacht*

UNTER DEN AUGEN DER ZWÖLF

„Eine neue Geschichte aus der Reihe  
Unter den Augen der Zwölf“

Der Preis einer Nacht  
Valeria Serravalli

Serie: Unter den Augen der Zwölf – Band 2

Korrektur gelesen von "Haripa ay Dilinore",  
der Autorin der "Kyria Selinde" Reihe.

**Impressum**

© 2026 Michael Garbers  
Alle Rechte vorbehalten.

Unter Einsatz von KI-Tools

Dieses Produkt wurde unter Lizenz erstellt. Das Schwarze Auge und sein Logo sowie Aventuria, Dere, Myranor, Riesland, Tharun und Uthuria und ihre Logos sind eingetragene Marken von Significant GbR in Deutschland, den U.S.A. und anderen Ländern. Ulissys Spiele und sein Logo sind eingetragene Marken der Ulisses Medien und Spiele Distribution GmbH.

Veröffentlichung im Scriptorium von

[www.ulisses-ebooks.de](http://www.ulisses-ebooks.de)

## Über die Autorin



Valeria Serravalli stammt aus Belhanka, jener Stadt, in der Wein, Kunst und Gerücht denselben Wert besitzen.

Schon früh fand sie ihren Weg in die Salons der Patrizierhäuser, wo sie beobachtete, schwieg – und lernte, wie nahe in dieser Stadt Leidenschaft und Verpflichtung beieinanderliegen. Ihre Werke gelten als einfühlsame Spiegel des Herzens unter gesellschaftlichem Druck.

Valeria Serravalli lebt zurückgezogen im Süden Belhankas. Öffentliche Auftritte meidet sie bewusst. Ihre Manuskripte erreichen den Verlag stets über vertraute Hände. Wer sie kennt, beschreibt sie als aufmerksam, klug – und erstaunlich diskret.

In ihren Geschichten verknüpft sie persönliche Sehnsucht mit den moralischen Spannungen der Zwölfgötterwelt. Liebe ist bei ihr nie bloß Gefühl, sondern Entscheidung – unter Blicken, unter Siegeln, unter Eid.

„Unter den Augen der Zwölf“ ist ihre erfolgreichste Reihe.

„In Belhanka lernt man früh: Ein Lächeln kann ein Versprechen sein – und Schweigen ebenfalls.“

*Valeria Serravalli*

Der Morgen hing noch blass über den Wassern von Paradisela, und auf dem schmalen Seitensteg lag jener matte Glanz, den nur sehr frühe Stunden kannten. Das Holz unter Serada ya Taldrons Schuhen war von der Nachtkühle feucht, die Pfähle rochen nach altem Wasser, Teer und dem fernen Hauch zerdrückter Rosen, der von den Gärten herüberstrich. Hinter den Balustraden der Inseln regte sich Belhanka erst halb; ein Bootsmann zog schweigend sein Ruder durch den stillen Arm des Sikram, und irgendwo schlug eine Glocke, nicht laut, nur mahnend genug, dass die Stadt ihre Pflichten wieder aufrief. Serada hielt die Hände fest ineinander, als müsse sie an den eigenen Fingern Ordnung gewinnen. Es war töricht, dass ihr noch immer die Wärme einer fremden Brust im Leib nachging, als trüge die Haut ein Gedächtnis, das klüger oder dümmer war als der Verstand.

Leomar di Serradal stand nur eine Armeslänge von ihr entfernt und sah doch schon aus, als gehöre er wieder den Geschäften des Tages. Sein Mantel war hastig geschlossen; an der linken Hand blinkte das breite Siegel, mit dem er seine Frachtzettel zeichnete, und an seinem Gürtel steckte noch die schmale Wachstafel, deren Rand vom Daumennagel geglättet war. Er hatte sich gewaschen, doch nicht gründlich genug, um alles zu tilgen. Unter dem frischen Wasser hing noch ein Rest von Wein, warmer Haut und jener leisen Würze an ihm, die Serada in der Nacht halb betäubt und halb beschämt hatte. Sie durfte daran nicht denken. Sie musste vor Amtsbeginn in Jardinata sein, mit ruhiger Stirn, sauberem Saum und Händen, die keinem Menschen verrieten, dass sie wenige Stunden zuvor ein fremdes Gesicht zwischen sich gehalten hatte, als hinge das Gleichgewicht der Welt davon ab.

Leomar sah sie an, und in seinem Blick lag nichts Leichtes mehr. Die Neckerei der Nacht war aus ihm gewichen; geblieben war etwas, das Serada mehr erschreckte als rohe Dreistigkeit. Ernst. Anspruch vielleicht auch, doch nicht der billige einer Gasse oder

einer Schenke, sondern jener andere, der sich aus Nähe speist und eben darum schwerer abzuwehren ist. Er strich mit zwei Fingern über das Holz des Pfahls, als müsste er die Ungeduld daran abreiben, und sagte dann, leiser, als sie es erwartet hatte, sie sollten einander wiedersehen. Nicht irgendwann, nicht wenn der Zufall gnädig wäre, sondern binnen drei Tagen. In einem Gartenraum bei Paradisela, wo niemand aus ihrem Haus sie suche und niemand aus seinem Kontor sich einmische.

Serada hob den Kopf, als habe er sie gekränkt. Dabei war es nicht Kränkung allein. Es war das jähe Gefühl, dass er aus einer Nacht schon eine Bahn machen wollte, auf die man sich stellen musste, wollte man nicht unweigerlich fortgerissen werden. Noch lag die Erinnerung an seine Hand auf ihrem Nacken wie eine verborgene Brandspur; noch wusste sie zu gut, wie nahe sie dem Wunsch gewesen war, an seiner Schulter den Morgen einfach kommen zu lassen. Eben deshalb fürchtete sie den Klang seiner Bitte. Sie hörte darin nicht bloß Verlangen, sondern Forderung, und ihr Stolz bäumte sich auf, ehe ihre Milde zu Wort kommen konnte.

"Drei Tage sind rasch um", sagte sie und bemühte sich um einen Ton, der weder weich noch hart war. "Das Amt fragt nicht, ob ich frei bin. Es ruft, und ich habe zu erscheinen." Sie merkte selbst, wie kalt das klang, und hasste sich im selben Atemzug dafür. Aber sie brachte es nicht über sich, ihm zu sagen, dass nicht nur das Amt sie band. Schon der Blick einer falschen Dienerin, schon ein zu spätes Erscheinen, schon das leiseste Flüstern am falschen Tisch konnten aus einer Nacht eine Last machen, die weit über sie beide hinauswuchs.

Leomar zog die Brauen zusammen, nicht tief, nur so weit, dass die Enttäuschung sichtbar wurde. "Ich verlange keinen Eid", sagte er. "Nur, dass Ihr kommt. Vor dem dritten Abend. Ich werde warten." Das Wort lag zwischen ihnen wie ein ausgelegtes Band, und Serada wusste nicht, ob sie es als Gabe oder als Fessel

nehmen sollte. Ein Teil von ihr wollte ja sagen, schlicht und ohne Schutz. Ein anderer, älterer und härterer Teil, der in den Fluren ehrbarer Häuser groß geworden war, verbot es ihr.

Sie senkte den Blick auf seine Hand. Das Siegel trug noch einen Rest roten Wachses am Rand. Heute würde er damit Zusagen bekräftigen, Fracht freigeben, vielleicht Schultern beruhigen, die von seinen Entscheidungen abhingen. Auch er hatte seinen Tag nicht leer vor sich, und doch stand er da, als sei alles andere geringer als dies. Das hätte sie rühren sollen. Stattdessen machte es sie unruhig. Männer, die ein Geschäft warten ließen, um eine Frau festzuhalten, galten in den Liedern als glühend; im Leben wurden sie leicht gefährlich, wenn man ihnen nicht gab, was sie aus jener Glut für recht hielten.

"Wenn ich mich lösen kann, sende ich Nachricht", erwiderte sie endlich. Es war kein Nein. Es war auch kein Ja. Sie wusste das nur zu gut und sprach es dennoch aus, weil die halbe Wahrheit ihr in diesem Augenblick würdiger erschien als die ganze. Leomar schwieg einen Herzschlag lang. Dann lachte er nicht, wie ein leichtfertiger Mann gelacht hätte, sondern atmete nur kurz durch, als habe er einen Schlag mit der flachen Hand genommen und wolle nicht zeigen, dass er schmerzte.

"Nachricht", wiederholte er. "Serada, ich bitte nicht um einen Platz auf Eurer Vorladeliste." Nun war doch etwas Schärfe in seiner Stimme, und sie fühlte, wie ihre eigene Kühle sich sofort härtete. Er hätte ihren Namen nicht so sprechen dürfen, nicht mit dieser Nähe und nicht in derselben Minute, in der er ihre Vorsicht wie eine Kränkung behandelte. Eben noch hatte sein Mund an ihrem Haar gelegen. Nun stand er vor ihr, schön und dunkel vor dem hellen Wasser, und verlangte, dass dieselbe Nähe auch am Tag gelte.



"Und ich bin nicht gehalten, mich nach Eurem Wunsch zu richten", entgegnete sie. Die Worte kamen rascher heraus, als klug war. Als sie sein Gesicht sah, hätte sie sie gern zurückgerufen; doch Hochmut war ein Tor, das sich leicht öffnen und kaum geräuschlos wieder schließen ließ. Leomar nahm die Hand vom Pfahl. Für einen Atemzug glaubte sie, er werde nach ihr greifen. Stattdessen straffte er nur die Schultern. Gerade diese Zurückhaltung ging ihr näher als ein Zornesausbruch.

Der Wind strich über das Wasser und hob eine lose Strähne an ihrer Schläfe. Leomar hob die Hand, als wolle er sie ihr aus dem Gesicht streichen, ließ sie aber sinken, ehe die Finger sie berührten. In dieser kleinen, abgebrochenen Bewegung lag mehr von der vergangenen Nacht als in allem, was sie hätten sagen können. Serada spürte das unselige Ziehen tief unter dem Herzen. Es war nicht bloß Sehnsucht. Es war das Wissen, dass sie ihn verletzte und es dennoch tat.

"Also gut", sagte er endlich, und nun war sein Ton glatt wie frisch gezogenes Leder. "Dann warte ich bis zum dritten Abend. Und wenn keine Nachricht kommt, weiß ich, was Euer Schweigen wert ist." Er meinte es gewiss nicht so hart, wie es klang. Aber Härte, einmal ausgesprochen, fragte nicht mehr nach der Absicht ihres Herrn. Serada hob das Kinn. Gerade weil sie den Stoß gespürt hatte, zeigte sie ihm nichts davon.

"Mein Schweigen gehört mir", sagte sie. Das war der falsche Satz. Sie wusste es in demselben Augenblick, da er zwischen ihnen stand. Denn in seiner Miene trat etwas zurück, das in der Nacht offen gewesen war. Nicht Begehren; das blieb. Doch das Vertrauen, das aus einer geteilten Stunde manchmal töricht rasch wächst, zog sich in ihm zusammen wie eine Hand, die man unvermittelt über einer Flamme schließt.

Vom Ende des Stegs rief ein junger Bootszieher nach einem Fahrgast. Die Stadt hob nun merklich an; weiter drüben öffnete sich ein Ladenflügel, und von einem nahen Hof kam das Scharren eines Besens über Stein. Serada wusste, dass sie gehen musste. Jeder Augenblick mehr gab dem Abschied größeres Gewicht und machte ihn darum schlimmer. Sie neigte den Kopf nur so weit, wie es die Höflichkeit verlangte. Kein Lächeln glitt über ihr Gesicht. Hätte sie gelächelt, sie wäre verloren gewesen.

Leomar trat beiseite und ließ ihr den schmalen Weg zum anliegenden Boot. Diese Höflichkeit war fast grausamer als ein letztes Drängen. Als sie an ihm vorüberging, streifte ihr Ärmel seinen Mantel. Mehr war es nicht. Doch die Berührung fuhr ihr heiß durch den Leib und machte den nächsten Schritt unsicher. Sie fing sich, ohne stehen zu bleiben. Hinter sich hörte sie nicht sogleich seine Schritte. Vielleicht sah er ihr nach. Vielleicht auch nicht. Beides war unerträglich.

Als das Boot sich vom Seitensteg löste, stand Leomar noch immer zwischen Pfahlwerk und hellem Wasser, die Wachstafel am Gürtel, das rote Wachs an seinem Siegel, der Morgenwind im Mantel. Serada legte die Finger auf den Bootsrand, bis die Knöchel bleich wurden. Sie meinte, seine Bitte abgewiesen zu haben, ehe sie zur Gefahr würde. Er aber mochte in ihrem Ausweichen nichts sehen als jenen kalten Vorbehalt, mit dem ehrbare Häuser Männer auf Abstand hielten, die man in der Nacht gern nah genug duldete. So trugen sie beide dieselbe Stunde in sich wie ein Versprechen. Nur dass Serada darin eine Mahnung hörte und Leomar bereits ein Recht.

---

Als Serada ya Taldron das Haus ihrer Familie in Jardinata betrat, war der Morgen schon weit genug vorgerückt, dass das Licht nicht mehr mild durch die hohen Fenster fiel, sondern jede Kleinigkeit mit beinahe unbarmherziger Helle traf. Im inneren Hof plätscherte der schmale Brunnen unter dem Marmorhaupt der Rahja, und aus der kleinen Schreibstube zur Rechten roch es nach Wachs, Tinte und jenem trockenen Staub, der sich auf alten Registern sammelte. Eine Magd nahm ihr schweigend den Mantel ab. Noch ehe Serada die Handschuhe gelöst hatte, sah sie auf dem Tisch im Empfangsraum die schmale Mappe aus rotem Leder liegen, mit dunklem Band verschnürt und mit jenem runden Siegelknoten versehen, den ihr Vetter nur dann wählte, wenn er nicht um Zustimmung warb, sondern auf Gehorsam sann. Der Anblick verdarb ihr den Atem fast so gewiss, wie die Erinnerung an den Seitensteg ihn ihr geraubt hatte.

Colmion ya Taldron wartete bereits. Er stand am Fenster, das Gesicht halb im Licht, halb im Schatten der geschnitzten Läden, und drehte bei ihrem Eintreten nur den Kopf, nicht den Leib, als habe er die bessere Haltung schon lange vor ihr eingenommen. Sein Rock war dunkel und ohne Zier, doch an seinem Gürtel hing der kleine Schlüsselbund der Hauskasse, den er in Gegenwart anderer gern offen trug. Es war keine Zierde, sondern ein Zeichen. In diesem Haus wurde selbst Fürsorge gern wie Herrschaft getragen. Er grüßte sie mit jener tadellosen Höflichkeit, die Serada seit ihrer Kindheit kannte und nie mit Wärme verwechselt hatte. Dann legte er zwei Finger auf die rote Mappe und sagte, der Schreiber des Hauses habe die Abschrift noch vor dem dritten Glockenschlag gefertigt. Sie brauche nur zu lesen und ihren Willen nicht länger wie eine kranke Katze unter dem Bett zu verbergen.

Serada zog die Handschuhe langsam aus, Finger für Finger, nur um Zeit zu gewinnen. Ihre Nacht war noch nicht aus ihr

gewichen. Sie spürte die Müdigkeit unter den Lidern und in den Schultern, dazu jenes heimliche Nachbeben im Leib, das sie zornig machte, weil es ausgerechnet in diesem Raum nicht sterben wollte. Auf dem Tisch lag neben der Mappe ein kleines Gewicht aus grünem Glas, darunter ein einzelnes Blatt mit sauber gezogenen Zeilen. Zwölfhundert Dukaten, stand dort in der nüchternen Hand des Schreibers, dazu der zwölfte Rahja als Frist und darunter, mit dunklerer Tinte nachgetragen, die Worte über Sicherheit, Vorvertrag und beiderseitige Bindung. Es war ein Blatt, das unter dem Anschein nüchterner Ordnung bereits nach Fessel roch.

Serada setzte sich nicht. Solange sie stand, durfte sie noch so tun, als sei dies ein kurzer Aufenthalt, ein Gang zwischen zwei Pflichten. Colmion deutete das Blatt mit einer fast freundlichen Bewegung an und sprach von Vorsorge, von der Müdigkeit der Gläubiger, von dem Umstand, dass ehrbare Häuser ihr Silber nicht aus bloßer Milde zusammenhielten. Je sanfter er redete, desto härter wurden die Dinge, die er benannte. Der Familienkredit sei über den Sommer geschont worden; nun verlange die Gegenpartei ein Zeichen. Nicht bares Geld noch in diesem Augenblick, gewiss nicht. Nur die sichere Aussicht auf eine Verbindung, die Rang und Zutrauen festige. Ein Vorvertrag, mehr nicht, sagte er, und sah sie dabei so an, als sei jedes Zögern eine Laune statt einer Lebensfrage.

Sie nahm das Blatt endlich auf. Das Pergament war dicker, als es sein musste, von jener Sorte, die Gewicht vorgibt, ehe ein einziger Satz geglaubt ist. Unten hingen noch keine Siegel, nur die schmalen Einschnitte für die Bänder waren bereits gesetzt. Man hatte alles vorbereitet. Ihr Name stand nicht in der Anrede, sondern weiter unten, an der Stelle des Einverständnisses, sauber freigelassen wie ein Platz an einem Tisch, von dem alle längst wussten, wer ihn zu füllen habe. Serada las die Zeilen, ohne sie

wirklich zu sehen. Zwischen den Wörtern drängte sich ihr ein anderer Morgen auf, helles Wasser, rotes Wachs an einer fremden Hand, der Ton einer Stimme, die sie um drei Tage gebeten hatte und damit mehr verlangt hatte, als sie zugeben wollte.

„Ihr habt Eile“, sagte sie und legte das Blatt wieder unter das Glasgewicht, als müsse es beschwert werden, damit es nicht von selbst zu sprechen beginne. Colmion lächelte nicht. „Wir haben Frist“, erwiderte er. „Eile ist das Vorrecht derer, die frei stehen. Wir stehen es nicht.“ Dann trat er endlich vom Fenster fort und kam an den Tisch. Seine Hand ruhte neben der Mappe, breit, ruhig, ohne Drohung und gerade darum bedrängend. Er führte nicht aus, welcher Haushalt das Geld gegeben hatte. Er musste es nicht. Serada wusste, dass hinter solchen Summen immer mehr als ein Zins stand: ein erwarteter Besuch, ein befürworteter Name, eine Eheschließung zur rechten Stunde, ein Schweigen am rechten Ort.

Sie hätte ihm sagen können, dass sie keinen Vorvertrag wollte. Nicht diesen und vielleicht gar keinen. Sie hätte auch sagen können, dass ihr Leben nicht länger wie ein Pfandzettel zwischen Familienbuch und Gläubigerhand liegen dürfe. Doch Stolz war ein sonderbarer Wächter. Er hob die Stimme nie dort, wo sie notwendig war, sondern nur dort, wo ihr Klang am wenigsten nützte. Serada fragte also nicht nach der Gerechtigkeit der Sache, sondern nach Einzelheiten, als verhandle sie im Amt. Welcher Wortlaut binde sofort, welcher erst nach öffentlicher Anzeige, welcher Name stehe auf der Gegenseite, wer habe den Schreiber bestellt. Sie hörte sich sprechen und wusste, dass sie verlor, während sie noch den Anschein von Herrschaft wahrte.

Colmion beantwortete alles mit trockener Geduld. Ja, der Eintrag in die Familienunterlagen werde noch am selben Tag vorgenommen, sobald sie zustimme. Ja, eine Abschrift gehe binnen zwei Tagen an den Kreditgeber. Ja, die Sache könne

stillgehalten werden, sofern sie keinen Anlass gebe, sie lauter zu machen. Bei dem letzten Satz hob er die Augen nur wenig, und dennoch lag in diesem kleinen Blick mehr Tadel, als offene Schelte getragen hätte. Serada spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Ob er etwas ahnte, fragte sie sich, nicht den Kern, gewiss nicht, aber doch genug, um ihren späten Eintritt, ihre starre Haltung und die Müdigkeit um ihren Mund miteinander zu verknüpfen. Der Gedanke brachte sie in jähem Zorn.

„Ihr sprecht, als stünde ich schon am Rand eines Fehltritts“, sagte sie. Das kam schärfer heraus, als sie wollte. Eine Magd, die eben einen Krug mit verdünntem Wein hereintragen wollte, stockte auf der Schwelle und wich erst auf Colmions kurzes Zeichen zurück. Der kleine Vorfall machte die Luft im Raum enger. Colmion antwortete nicht sogleich. Er zog nur das Band der Mappe straffer, als müsse auch das Leder an Ordnung erinnert werden. „Ich spreche“, sagte er dann, „als hinge an Eurem Schweigen mehr als nur Eure eigene Bequemlichkeit.“ Das Wort traf sie, gerade weil es falsch war. Bequemlichkeit. Als hätte sie die Nacht aus Müßiggang genommen, den Morgen aus Leichtsinn verschlafen und dieses Blatt nun aus einer Laune heraus in der Schwebe.

Für einen Atemzug hätte sie beinahe alles verdorben. Sie hätte ihm sagen mögen, dass er nicht wisse, wovon er rede, dass seine Schlüssel, seine Bücher, seine Fristen ihn blind gemacht hätten für das, was in einem einzigen Augenblick geschehen konnte, wenn ein Mensch den Halt verlor. Doch gerade an der Schwelle zur Wahrheit biss sie die Zähne aufeinander. Leomar durfte in diesem Raum keinen Namen haben. Nicht vor Colmion, nicht über diesem Blatt, nicht zwischen Zwölfhundert Dukaten und dem zwölften Rahja. Also senkte sie den Blick und strich mit dem Daumen über den Rand des Pergaments, bis die raue Stelle ihr fast die Haut aufschabte.

„Ich unterschreibe heute nicht“, sagte sie endlich. Der Satz war klein, viel kleiner, als ihr Herzschlag es verlangte. „Aber ich verweigere auch nichts, ehe ich die Abschrift selbst geprüft habe.“ Es war ein kümmerlicher Sieg, und sie wusste es. Sie hatte nicht widersprochen, sondern nur verschoben. Dennoch fühlte sie einen Augenblick lang Erleichterung, wie ein Mensch sie fühlt, der unter einer Last den Schritt nur um eine Fingerbreite verlegt und schon meint, dem Einsturz entgangen zu sein.

Colmion schwieg so lange, dass der Brunnen im Hof wieder hörbar wurde. Dann nickte er einmal. Kein Zorn, keine Güte. Nur Rechnung. Er nahm das Blatt, legte es sauber zurück in die Mappe und sagte, die Abschrift werde bis zum Abend in ihrer Kammer liegen. Der Eintrag in die Vorunterlagen bleibe vorbereitet. Mehr nicht. Gerade dieses Mehr nicht war Drohung genug. Denn Serada wusste, dass in Häusern wie dem ihren vieles schon wirksam wurde, ehe die Feder den letzten Strich getan hatte. Eine Magd sprach anders, ein Bote wartete länger, ein Verwandter wurde plötzlich auffallend verbindlich. Das Netz zog sich zu, lange bevor es sichtbar war.

Als Colmion sich abwandte, fiel ihr Blick auf das Familienregister im offenen Schrein an der Wand. Der messingene Beschlag glänzte im Morgenlicht, und zwischen den Pergamentlagen steckte bereits ein schmaler Streifen blauen Seidenbands, der eine vorbereitete Stelle markierte. Jemand hatte also schon Platz geschaffen. Für ihren Namen. Für ihre Einwilligung. Für den Augenblick, da aus einer Möglichkeit ein Eintrag und aus einem Eintrag eine Pflicht werden sollte. Serada stand reglos. Sie hatte ihre Würde gewahrt, soweit man das so nennen mochte, und zugleich dem Haus genau jenen Raum gelassen, in dem andere ihre Zukunft ordneten. Als sie endlich die Handschuhe wieder aufnahm, war ihr, als lägen darin nicht weiches Leder und saubere

Nähte, sondern das Gewicht eines halben Jaworts, das sie nicht gesprochen hatte und das ihr dennoch anhing.

---

Der Mittag lag schwer über dem Hafen von Belhanka. Auf den Bohlenstegen flimmerte das Licht, als habe die Sonne dünnes Messing über Wasser, Tauwerk und Teer gegossen, und aus den offenen Luken der Lastkähne stieg der Geruch von nassem Holz, Salz, Weinhefe und Gewürzstaub. Im Kontor des Leomar di Serradal stand die Luft kaum stiller. Durch die halb geöffnete Tür drang das Rufen der Träger herein, das harte Anschlagen eines Hakens an Eisen, das Knarren einer Winde. Auf dem langen Tisch lagen drei Frachtzettel, eine aufgerollte Hafenliste und ein kleines Kästchen mit rotem Siegelack. Daneben stand eine bronzene Waagschale, auf deren Rand ein dunkler Fleck von Rosenöl glänzte, weil am Morgen ein Pfropfen schlecht gegessen hatte. Leomar sah den Fleck zu lange an. Er hätte längst den Schreiber rufen, die Freigaben prüfen und die Nachricht an den Geldgeber aufsetzen sollen. Stattdessen hing sein Blick an diesem winzigen, duftenden Mal, als läge darin eine Antwort, die kein vernünftiger Mann von Öl und Metall erwarten durfte.

Er hatte die Nacht schlecht aus sich verloren. Noch immer war ihm Seradas Gesicht gegenwärtig, nicht in jenem sanften Schein, in dem Erinnerung sich gern veredelt, sondern mit der ganzen Kühle des Morgens am Seitensteg. Ihr erhobenes Kinn. Die knappe Stimme. Die Weigerung, ihm mehr zu geben als ein vielleicht, das sich hinter Pflicht verbarg. Das schmerzte ihn mehr, als es sollte. Und eben darum machte es ihn zornig. Er war kein junger Tor mehr, der aus einem Blick eine Bindung und aus einer Stunde ein Gelöbnis webte. Doch unter allen klugen Sätzen, die er sich seit Sonnenaufgang gesagt hatte, lag einer, den er nicht



verscheuchen konnte: Sie musste kommen. Vor dem dritten Abend. Nicht weil er auf Gnade hoffte, sondern weil das, was zwischen ihnen geschehen war, nicht wie Schaum auf dem Wasser vergehen durfte.

Ein Schatten fiel über die Schwelle, ehe es klopfte. Dario Nementes trat ein, als gehöre ihm weder der Raum noch die Dreistigkeit, ihn ohne Bitte zu betreten, und doch führte er beides mit jener geschmeidigen Sicherheit, die nur Männer aus Hinterzimmern und Umschlagplätzen zu tragen wussten. Sein Wams war von guter, aber nicht bester Wolle, die Ärmel an den Handgelenken ein wenig blank gerieben; an der linken Wange zog sich eine schmale helle Narbe bis fast an den Mundwinkel, so fein, dass man sie auf den ersten Blick für einen schlechten Lichtstrich halten mochte. Er trug keinen Hut. Das war Absicht. Wer mit leeren Händen und unbedecktem Haupt in ein Kontor kam, wollte zeigen, dass er nicht als Bittsteller erschien. Er verneigte sich nur eben tief genug, um die Form zu wahren, und sah dann auf die Frachtzettel, als kenne er die Namen darauf längst.

„Zur guten Mittagsstunde, Leomar“, sagte er. „Ich hielt es für besser, unter vier Augen zu sprechen, ehe andere Ohren an Dingen verdienen, die uns beiden missfallen würden.“

Leomar antwortete nicht sogleich. Er kannte Darios Stimme zu gut. Sie klang stets, als biete sie Hilfe an, während sie schon den Preis abwog. Er wies nur auf den leeren Schemel am Tisch, doch Dario setzte sich nicht. Er blieb stehen, strich mit dem Finger über die Kante einer Hafenliste und lächelte halb, halb auch nicht.

„Sprecht“, sagte Leomar. „Oder geht wieder hinaus.“

Dario hob die Brauen, als hätte ihn die Schärfe nicht überrascht, wohl aber amüsiert. „So viel Hitze schon vor dem Nachmittagsläuten? Dann will ich Euch nicht mit Umwegen

plagen.“ Er griff in den Ärmel seines Wamses und zog ein schmal gefaltetes Blatt hervor, nicht versiegelt, nur zweimal gebrochen. Er legte es nicht auf den Tisch. Er hielt es zwischen zwei Fingern, gerade so, dass Leomar die dunkle Schrift an der Außenseite erkennen konnte. „Man erinnert sich wieder an eine alte Zusage. Drei Kisten Mhanadistan-Rosenöl. Zwei versiegelte Ballen Purpurstoff. Übergabe am achten Efferd des Vorjahrs. Verladung über den nördlichen Lagersteg, kurz nach Sonnenuntergang. Der Name des damaligen Mittelsmanns wird dabei nun wieder mit erstaunlicher Andacht genannt.“

Leomar fühlte nicht sofort Furcht. Zuerst kam etwas anderes. Ein dumpfer Schlag im Innern, als habe jemand mit der Faust gegen eine verschlossene Tür in seiner Brust gehauen. Dann erst die Kälte. Er griff nicht nach dem Blatt. Wer nach einer solchen Nachricht tastete, gestand bereits ein, dass sie Macht über ihn habe. Also blieb seine Hand auf der Tischkante liegen, und nur der Daumen strich einmal hart über den rauen Grat des Holzes. „Andacht“, wiederholte er. „Ihr bringt mir fromme Worte aus schmutzigen Mündern.“

„Schmutz und Frömmigkeit schließen einander am Hafen selten aus“, erwiderte Dario. „Jedenfalls fragt man neuerdings genauer hin. Nicht laut. Noch nicht. Aber zwei Leute haben sich bereits nach dem alten Ladungszeichen erkundigt. Einer davon trägt kein Tauwerk an den Händen, sondern Schreiberschwärze. Der andere schuldet einem Haus Gefälligkeiten, das auf pünktliche Freigaben hält.“ Er ließ das Blatt zwischen den Fingern kippen. „Ihr seht also, weshalb ich den Weg nicht scheute.“

Leomar schwieg. Durch die offene Tür hörte er unten am Kai einen Lastträger fluchen, dann das Platschen eines ins Wasser gefallenem Tauendes. Gewöhnliche Geräusche. Gerade ihre Gewöhnlichkeit machte die Nachricht schlimmer. Alles ging weiter wie immer: Holz auf Stein, Ruf gegen Ruf, Vertrag gegen

Münze. Und mitten darin konnte ein Name auf einmal schwer werden. Der seine. Das Rosenöl war damals nicht die Ware gewesen, die ihm den Schlaf hätte rauben müssen. Öl fand immer einen Weg. Der Purpurstoff jedoch war nur halb so sauber gewesen, wie die Papiere behauptet hatten. Er hatte die Zusage übernommen, weil es rasch gehen musste und weil ein Zögern ihm einen einträglichen Anschluss verderben konnte. Nun stand jene alte Eile wie ein schlecht beerdigter Toter wieder auf.

„Wer nennt meinen Namen?“ fragte er schließlich.

Dario lächelte nun offen, aber ohne Güte. „Wenn ich Euch gleich alles schenkte, womit wollte ich mir dann morgen noch das Brot verdienen?“ Er legte das Blatt endlich auf den Tisch, zog die Fingerspitzen jedoch nicht ganz davon zurück. „Genug sollt Ihr wissen. Der damalige Mittelsmann, Rascio Benegas, trinkt wieder an Orten, an denen er besser Wasser nähme. Und ein Schreiber der Freigabestelle hat alte Vermerke mit neuer Liebe zum Einzelnen betrachtet. Mehr braucht es fürs Erste nicht. Was heute noch halblaut ist, kann binnen wenigen Tagen in einem Kontor so laut werden, dass selbst Euer Geldgeber fragt, ob sein Silber unter guter Hand ruht.“

Bei dem Wort Geldgeber hob Leomar den Kopf. Da lag der wahre Haken. Nicht das Gerede allein. Gerede fraß an der Haut, doch Silber griff tiefer. Seine laufenden Zusagen hingen an Vertrauen, und Vertrauen war am Hafen nicht der hohe Bruder der Tugend, sondern nur der andere Name für pünktliche Zahlung und geringe Schande. Wenn ein Haus zu glauben begann, man müsse seine Frachtbriefe mit spitzeren Fingern halten, wurden aus einem misstrauischen Blick zwei zurückgehaltene Unterschriften, aus zwei Unterschriften ein geplatzter Monat. Leomar sah die Zahlen fast vor sich: fällige Löhne, ausstehende Hafengelder, die kommende Freigabe für zwei Weinfässer aus Vinsalt, die noch in der Schwebelage hing. Das

alles konnte schief stehen, wenn diese alte Zusage ans Licht gezerzt wurde.

Er hätte jetzt klug sein müssen. Er wusste es. Er hätte Dario mit kalter Stimme nach Summen fragen, Namen sammeln, Laufwege prüfen, den Schreiber der Freigabestelle beobachten lassen und den Geldgeber noch vor dem Abend mit einer vorsichtigen Selbstversicherung beschicken müssen. Er hätte sich dem Übel zuwenden müssen wie ein Mann, der ein Leck im Schiffsrumpf bemerkt und sogleich nach Hanf und Pech ruft. Stattdessen trat Seradas Bild zwischen ihn und alle Vernunft, so plötzlich, dass es ihn selbst erschreckte. Ihr Mund, der am Morgen so stolz gewesen war. Ihr Körper, der in der Nacht keinen Stolz gekannt hatte. Ihr Schweigen. Eben dieses Schweigen wurde nun zur Pein. Wenn die alten Dinge sich gegen ihn erhoben, brauchte er etwas, das nicht nach Geschäft roch und doch stärker war als jedes geschriebene Wort. Eine erkennbare Bindung. Einen Halt, der vor Augen stand.

Dario beobachtete ihn mit jener stillen Aufmerksamkeit, mit der Händler das Gesicht eines Käufers mustern, der eben den Preis eines Pferdes erfahren hat und noch nicht weiß, ob er fluchen oder zugreifen wird. „Ich sehe“, sagte er sanft, „Ihr rechnet bereits.“

„Ich denke“, gab Leomar zurück.

„Dann denkt schnell. Solche alten Fäden reißen selten von selbst. Einer zieht daran, weil er bezahlt wurde. Ein anderer, weil er gern zusieht, wie ein Mann stolpert, der gestern noch aufrecht ging. Und ein dritter, weil er hofft, aus dem Sturz einen Platz am Tisch zu gewinnen.“ Dario tippte einmal auf das gefaltete Blatt. „Manchmal genügt es, einen besseren Schutz vorzuweisen, ehe die Hunde Witterung aufnehmen.“

Leomar sah ihn scharf an. Das war zu nah an seinem eigenen Gedanken, und er hasste den Boten dafür. „Ihr redet wie ein Hehler, der in Gleichnissen predigt.“

„Und Ihr hört wie einer, der das Gleichnis verstanden hat.“ Dario zuckte mit den Schultern. „Ein Mann mit einer sichtbaren Bindung steht anders da als einer, um den nur Rauch geht. Häuser, Salons, selbst Geldgeber lesen solche Dinge nicht wie Priester, sondern wie Rechner. Wer nicht allein steht, fällt anders. Bisweilen gar nicht.“

Leomar hätte ihm am liebsten das Blatt ins Gesicht geworfen. Nicht weil Dario log. Gerade weil er die Wahrheit streifte, ohne das Recht dazu zu haben. Es war widerwärtig, Serada in einem Atemzug mit Schutz zu denken. Sie war keine Mauer, keine Bürgschaft, kein sauberer Mantel, den man über ein beflecktes Wams warf. Und doch schlug sein Herz just in dem Augenblick heftiger, da dieser Gedanke Form gewann. Wenn sie zu ihm käme. Wenn sie sich nicht weiter entzöge. Wenn zwischen ihnen etwas sichtbar würde, das mehr war als ein heimlicher Morgen am Wasser. Dann hätte sein Name ein anderes Gewicht. Nicht rein. Aber anders. Ehrbarer vielleicht. Sicherer in den Augen derer, die auf Rang, Nähe und Umgang mehr gaben als auf vollkommene Lauterkeit.

Er verabscheute sich dafür und hing dennoch daran fest.

„Was wollt Ihr?“ fragte er rau.

Dario nahm die Hand vom Blatt und tat, als habe er die Frage missverstanden. „Für den Augenblick nur, dass Ihr nicht zu spät erwacht. Später vielleicht, dass Ihr Euch erinnert, wer Euch den ersten Wink brachte. Rascio Benegas trinkt nicht umsonst, und Schreiber sind selten fromme Einsiedler. Ein wenig Silber, ein

rechter Druck, ein rechtes Schweigen am rechten Ort, und manches ließe sich noch in den Schatten zurückschieben.“

Da war es also. Nicht Erpressung in grober Form, sondern das feinere Seil, das man einem Mann überreicht, damit er es selbst um den Hals lege und sich dann für gut beraten halte. Leomar spürte den Zorn nun klarer. Doch sein Zorn traf Dario nur zur Hälfte. Die andere Hälfte galt Serada, obwohl sie nichts von alledem wusste. Ihrer Kühle. Ihrem Ausweichen. Der Art, wie sie ihn hatte stehen lassen mit seinem Verlangen und dem Gefühl, für einen Morgen mehr gebeten zu haben, als ihr ehrbares Leben ihm je zugestehen würde. Gerade weil die Gefahr an seiner Tür klopfte, wollte er nicht mehr warten. Warten war etwas für Männer, deren Boden fest lag. Der seine begann weich zu werden.

Er nahm das Blatt nun doch auf. Es war nur gewöhnliches Schreibzeug, billig, rau, an dem Falz schon weiß geworden. Auf der Außenseite stand kein Name, nur ein altes Ladungszeichen, das er selbst vor Monaten mit seiner Hand ergänzt hatte. Ein kleiner Haken unter dem Hauptstrich, unscheinbar genug, um jedem anderen Blick zu entgehen. Ihm nicht. Es war, als sähe er sein eigenes Leichtfertigkeit in Tinte vor sich liegen. Er faltete das Blatt wieder zusammen, langsamer, als er es geöffnet hatte.

„Rascio Benegas“, sagte er. „Und der Schreiber?“

Dario schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Erst sollt Ihr verstehen, dass die Sache Gewicht hat.“

„Ich verstehe genug.“ Leomar legte das Blatt in das Kästchen mit dem Siegelack, als müsse es dort für einen Augenblick verschwinden, damit es ihn nicht weiter anstarre. Dann trat er an das Fenster. Unten auf dem Kai wurde ein Karren mit Tonkrügen vorbei geschoben; ein Esel schüttelte die Fliegen von den Ohren; zwei Knaben stritten um einen herabgefallenen Pfropfen. Alles

klein, alles gemein, alles unerbittlich wirklich. Er hörte sich sagen, fast ehe er wusste, dass er sprechen würde: „Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen. Heute noch.“

Dario neigte leicht den Kopf. „Das ist klug.“

Nein, dachte Leomar im selben Augenblick. Klug war es nicht. Klug wäre gewesen, hierzubleiben, Namen zu sammeln, Briefe aufzusetzen, Silber bereit zu machen, Laufburschen zu schicken. Doch was in ihm aufstand, war nicht Klugheit. Es war jener trotzigte Entschluss, der dem Herzen eine Maske von Stärke gibt, während er in Wahrheit aus Angst geboren wird. Er wollte Serada sehen. Nicht morgen. Nicht nach dem dritten Abend. Sobald er einen Vorwand und einen Weg fand. Er wollte aus ihrem Mund etwas hören, das gegen all dies stand. Ein Wort, einen Blick, eine Zusage, etwas, das ihm bewies, dass die Nacht nicht nur sein eigenes Verderben gewesen war.

„Ihr solltet zuerst den Geldgeber beschwichtigen“, sagte Dario, nun zum ersten Mal wirklich prüfend. „Dann die Freigabestelle. Und dann vielleicht—“

„Ich sagte, ich nehme es in die Hand.“ Leomar wandte sich um. Die Schärfe in seiner Stimme ließ selbst Dario für einen Herzschlag still werden. „Gebt Rascio zu verstehen, dass ich seinen Namen gehört habe. Nicht mehr. Den Rest besorge ich anders.“

Dario sah ihn an, und diesmal lag kein halbes Lächeln mehr in seinem Gesicht. Nur Neugier, vielleicht auch ein stilles Rechnen darüber, ob er Zeuge einer Dummheit oder einer List werde. „Wie Ihr wünscht“, sagte er schließlich. „Doch manches lässt sich nicht mit bloßer Eile bändigen.“

Leomar hätte fast gelacht. Bloße Eile. War nicht genau sie es gewesen, die ihn in die alte Zusage geführt hatte? Und trieb sie

ihn nun nicht schon wieder? Aber Einsicht ist ein matter Schild, wenn der Mensch sich gerade nach dem Speer streckt, der ihn verwunden wird. Er nahm das Kästchen mit dem Siegelack, schob es an den Rand des Tisches und rief nach seinem jungen Schreiber. Als der Bursche atemlos in der Tür erschien, befahl Leomar ihm nicht, den Geldgeber zu holen, nicht den Freigabevermerk aus der Kanzlei zu beschaffen und auch nicht, nach dem Schreiber mit den schwarzen Fingern zu forschen. Stattdessen hieß er ihn, eine Nachricht in Bereitschaft zu halten, für den Fall, dass noch am Nachmittag eine Dame aus Jardinata erreicht werden müsse.

Der Bursche blinzelte, begriff nicht und nickte dennoch. Dario sagte nichts mehr. Gerade sein Schweigen machte den Raum eng. Leomar spürte es, spürte auch, wie verkehrt sein eigener Befehl war, und änderte ihn doch nicht. In seinem Innern hatte die Furcht bereits den Mantel des Entschlusses angelegt. Er redete sich ein, er suche keine Zuflucht, sondern Klarheit. Keine Deckung, sondern Wahrheit. Doch unter diesen besseren Worten schlug der rohe Kern: Er wollte Serada rasch an sich binden, ehe das Gerede um Ware, Namen und alte Abendstunden ihm den Boden unter den Füßen löste.

Als Dario endlich ging, blieb der Geruch des Rosenöls im Kontor zurück, süß und schwer, fast wie Hohn. Leomar stand eine Weile reglos am Tisch. Dann strich er mit dem Daumen über den dunklen Fleck an der Waagschale, bis das Öl in feinem Glanz an seiner Haut stand. Es war töricht, aber er hob die Hand an den Mund und roch daran, als könne er zwischen Hafenstaub und kostbarem Duft ein Zeichen lesen. Nichts löste sich. Weder die alte Zusage noch das neue Verlangen. Unten schlug wieder Eisen auf Eisen. Irgendwo wurde eine Fracht ausgerufen. Der Tag ging weiter, und Leomar ging mit ihm, aber nicht dorthin, wo seine Vernunft ihn wies.



---

Am Abend lag über Penumbra jene milde Helle, die nur in Belhanka möglich schien, wenn der Tag schon sank und die Mauern der Höfe dennoch den letzten Goldschein festhielten, als wollten sie ihn für eine Stunde länger bewahren. Der Gartenraum des Lyceums war nach drei Seiten offen, nur von schlanken Säulen getragen, zwischen denen Tücher in bleichem Rosaton hingen und sich bei jedem Lufthauch bewegten wie langsame Atemzüge. Aus den Beeten drang der Duft von Myrte, Rosen und feuchter Erde empor, darüber lag das süßere Raucharoma kleiner Schalen, in denen Harz glomm. Wo die Steinplatten in den Schatten reichten, standen niedrige Leuchter, deren Flammen noch zögernd brannten, weil das Licht draußen nicht ganz gewichen war. Stimmen schwebten gedämpft durch den Raum, leichtes Lachen, das Klirren feiner Becher, das Rascheln von Seide über Sitzkissen. Niemand sprach laut. Gerade darum schien hier alles gehört zu werden.

Serada ya Taldron hätte lieber an einem Rand gesessen, halb im Schutz einer Säule, von wo aus sie hätte beobachten können, ohne selbst das Auge zu reizen. Doch schon bei ihrem Eintritt war sie von zwei dienenden Mädchen nicht an die hinteren Plätze geleitet worden, sondern auf die rechte Seite des inneren Kreises zu, dorthin, wo die Lampen besseres Licht gaben und jeder Blick zuerst hinfiel. Sie wusste sofort, wessen Wille darin lag. Auf der mittleren Ruhebank saß Alvéra di Rhondral, nicht hoch erhoben wie eine Fürstin, sondern lässig genug, um jede Erhebung unnötig zu machen. Ihr Gewand war aus weich fallender, dunkelroter Seide, die an den Handgelenken und am Saum kaum merklich mit Goldfäden durchwirkt war. Es war kein aufdringlicher Prunk, nur jene Art von Kostbarkeit, die bereits dadurch befiehlt, dass sie

sich nicht beweisen muss. Um ihren Hals lag eine feine Kette aus blassen Steinen, und in ihrem Haar, das zum Teil gelöst über eine Schulter fiel, steckte nur eine einzige schmale Nadel aus Elfenbein.

Alvéra erhob sich nicht. Sie lächelte Serada nur an, als habe sie den Augenblick schon erwartet und brauche ihm nun bloß noch Gestalt zu geben. Dann hob sie die Hand, nicht weit, nur so weit, dass die Geste von allen am Rand wahrgenommen werden konnte, und sagte mit ihrer weichen, tragenden Stimme, Serada solle näherkommen. Das war kein Befehl. Eben darum war Widerspruch beinahe unmöglich. Serada spürte mehrere Blicke auf sich, ehe sie den ersten Schritt tat. Eine Campora des Hauses nickte ihr flüchtig zu, eine andere junge Frau, die auf einem Seitenkissen saß, senkte die Lider um den Hauch zu langsam, den es brauchte, damit aus Neugier Urteil wurde. Serada ging weiter, obwohl ihr innerlich alles nach Zurückhaltung rief.

„Hier“, sagte Alvéra, als sei der Platz an ihrer Seite immer schon für Serada bestimmt gewesen. Mit den Fingerspitzen strich sie über das Kissen neben sich, eine kleine Bewegung, zärtlich fast und doch von solcher Selbstgewissheit, dass sie wie ein gesetztes Zeichen wirkte. Serada hätte einen anderen Sitz wählen, mit einer höflichen Wendung am Rand verweilen oder um Aufschub bitten können. Aber jede dieser Möglichkeiten hätte in diesem Augenblick wie eine öffentliche Scheu ausgesehen, und Scheu war in einem Raum wie diesem niemals unschuldig. Also setzte sie sich neben Alvéra, etwas steifer, als gut war, und spürte sogleich die Wärme, die vom Körper der anderen Frau ausging. Nicht Berührung. Noch nicht. Nur Nähe. Doch schon diese Nähe genügte, um sie auf eine Weise befangen zu machen, die sie sich auf dem Weg hierher nicht eingestanden hatte.

Eine Dienerin trat vor und reichte auf einem flachen Silberbrett kleine Becher mit verdünntem Granatapfelwein. Alvéra nahm

den ersten nicht für sich, sondern für Serada. Wieder war es nur eine Kleinigkeit. Ein Griff, ein Darreichen, ein stilles Zuvorkommen. Und doch hatte Serada das Gefühl, als sähen es alle. Sie nahm den Becher und dankte mit ruhiger Stimme, während ihre Finger für einen Augenblick Álvéras Fingerkuppen streiften. Die Berührung war flüchtig. Zu flüchtig, um etwas zu bedeuten. Zu bewusst, um bedeutungslos zu sein. Serada hasste, wie schnell ihr Leib auf solchen Unsinn antwortete. Noch war ihr die Hand des Morgens im Gedächtnis, die andere Stimme, der andere Blick. Und doch machte gerade dies sie hier nicht härter, sondern nur wacher für jede Kleinigkeit.

Alvéra schien nichts zu übersehen. Sie wandte sich einem älteren Herrn auf dem Gegenplatz zu, wechselte mit ihm einige heitere Worte über einen Sänger aus Vinsalt und ließ dabei ihre rechte Schulter nur um so viel offen, dass Serada in ihrem seitlichen Blick blieb. Gleich darauf sprach sie mit einer jungen Lehrtochter über den Duft einer neuen Essenz, lobte deren Fleiß und lenkte das Gespräch dann mit beinahe spielerischer Leichtigkeit auf die Gegenwart Seradas. Nicht plump. Nicht einmal ausdrücklich. Es geschah vielmehr so, dass am Ende aller Blicklinien doch wieder Serada stand. Einmal war sie die Frau mit dem sicheren Urteil in Amtdingen, einmal die mit jener stillen Haltung, die man in unruhigen Zeiten schätze, ein andermal die, deren Name in besseren Kreisen mit Respekt genannt werde, obwohl sie ihn selbst nie laut mache. Es war schmeichelhaft, und gerade das machte es gefährlich. Schmeichelei konnte man abwehren. Dies hier aber glich eher einer langsamen Erhöhung, als schiebe jemand unmerklich einen Schemel unter die Füße, bis man plötzlich höher stand, als man je gewollt hatte.

Serada trank nur wenig. Der Wein war kühl, doch seine Süße blieb auf der Zunge haften. Sie wusste, dass sie etwas sagen müsse, um nicht wie eine stumme Begünstigte zu wirken, und fragte deshalb

nach der Abendmusik, nach der Zahl der Gäste, nach dem neuen Lehrgang einer Duftmeisterin. Es waren ordentliche Sätze, klug genug, um nicht lächerlich zu sein, und nicht klug genug, um das Spiel zu wenden. Denn jedes Mal, wenn sie sprach, hörte Alvéra ihr mit einer Aufmerksamkeit zu, die fast überhöht wirkte. Wer einer Frau auf solche Weise zuhörte, gab ihr Gewicht und nahm ihr zugleich die Freiheit, unbemerkt zu bleiben.

Nach einer Weile legte Alvéra, als sei es die natürlichste Sache der Welt, zwei Finger leicht an Seradas Ärmel, gerade oberhalb des Handgelenks. Sie hielt sie dort nicht fest, drängte nicht, zog nur den Stoff ein wenig zurecht, als habe eine Falte ihren Sinn für Ordnung gekränkt. „So“, sagte sie leise, und nur Serada hörte es. „Nun sitzt Ihr, wie Ihr sitzen solltet.“ Die Worte waren harmlos. Der Ton war es nicht ganz. In ihm lag Fürsorge, aber auch jene feine Art von Anspruch, die sich nicht auf Besitz berief und ihn gerade darum umso wirksamer machte. Serada hob den Kopf und wollte erwidern, sie finde ihren Platz gewöhnlich ohne fremde Hand. Stattdessen sagte sie nur, Alvéra sei gütig. Noch während sie sprach, verachtete sie den Satz.

Alvéra lächelte kaum merklich, als habe sie den inneren Widerstand dennoch gespürt und für weniger wichtig befunden als das Gesagte. „Güte ist ein Wort, das in Häusern wie diesem zu billig verteilt wird“, sagte sie. „Ich ziehe es vor, Dinge zu benennen, wie sie sind. Ihr seid hier lieber gesehen als anderswo, und ich will nicht, dass man das missversteht.“ Sie sprach den letzten Halbsatz mit milder Ruhe, aber Serada hörte darin den Kern. Nicht, dass man sie gern sah, sondern dass Alvéra darüber wachte, wie dies gesehen wurde.

Am anderen Ende des Gartenraums trat eine neue kleine Gesellschaft ein: zwei Frauen aus einem patrizischen Haus, deren Namen Serada kannte, dazu ein junger Advokat und ein schmaler Mann mit sorgfältig gestutztem Bart, der im Vorzimmer des

Palasts der Republik öfter ein und aus ging. Serada bemerkte sogleich, wie ihre Ankunft die Luft verschob. Nicht sichtbar, eher wie ein feiner Zug, der in einem geschlossenen Raum dennoch jede Flamme merken lässt, wo die Tür geöffnet wurde. Einer der Neuangekommenen sah erst Alvéra an, dann Serada an ihrer Seite, dann noch einmal Alvéra, und in diesem kleinen Dreischritt lag bereits eine ganze Deutung. Serada spürte, wie sich ihr Rücken straffte.

„Ihr habt mich zu weit nach vorn gesetzt“, murmelte sie, ohne den Mund weit zu bewegen.

„Habe ich das?“ Alvéra nahm selbst endlich einen Becher, trank einen winzigen Schluck und sah dabei nicht zu Serada, sondern in den Garten hinaus, wo zwischen den dunkler werdenden Blättern die ersten Nachtfalter um ein Licht tanzten. „Oder habe ich nur verhindert, dass man Euch an einen Platz drängt, der Eurem Namen nicht entspricht?“

Serada antwortete nicht sofort. Sie wusste zu gut, wie Räume lasen. Wer am Rand saß, konnte als vergessen gelten. Wer im inneren Kreis saß, galt als gezogen, gefördert, gewollt. Hier ging es nicht bloß um Bequemlichkeit oder gute Aussicht auf die Musik. Hier ging es um Rang, um Nähe, um jene unsichtbaren Ketten von Empfehlung, an denen ein kommendes Amt mitunter fester hing als an jeder offenen Bewerbung. Sie hätte Alvéra sagen können, dass genau diese sichtbare Nähe sie verwundbar machte. Doch sie brachte es nicht hervor. Denn der Gedanke an das Palastvorzimmer, an aufgeschobene Gespräche, an Namen auf Listen, die blieben oder verschwanden, war in den letzten Tagen zu drängend geworden. Schutz war in Belhanka nie sauber. Aber er war mitunter wirksam.

Als die Musik begann, zwei leise Lauten und eine tiefe Flöte, senkte sich für einen kurzen Augenblick etwas wie Frieden über

den Gartenraum. Das Licht der Leuchter war nun kräftiger als das letzte Tagesgold, und die Tücher zwischen den Säulen glommen rosig im Widerschein. Alvéra lehnte sich ein wenig zurück, sodass ihr Ärmel Seradas Ärmel berührte. Wieder nicht mehr als das. Doch die kleine fortgesetzte Nähe schien Seradas Sinne gegen ihren Willen zu schärfen. Sie nahm den Duft an Alvéras Haut wahr, nicht schwer, eher wie Rosenblatt, das zu lange in warmer Hand gelegen hatte. Sie hörte den ruhigen Atem neben sich. Und sie wusste plötzlich mit einer Klarheit, die sie ärgerte, dass jeder Mann oder jede Frau, die jetzt zu ihnen hinüberblickte, nicht zwei zufällig benachbarte Gäste sah, sondern ein Verhältnis, dessen Art erst noch erraten werden musste.

Ein junger Dichter, der bisher nur mit halbem Ohr der Musik gefolgt war, beugte sich aus seinem Kissenkreis vor und erkundigte sich, ob Serada die Gerüchte über eine vakante Stelle im städtischen Dienst für bloßes Gerede halte. Die Frage kam in leichtem Ton daher, als sei sie nichts als müßige Abendkost. Doch im Raum wurde es um ein Maß stiller. Serada spürte die Falle, noch ehe sie ganz offen vor ihr lag. Antwortete sie abweisend, wirkte sie steif. Antwortete sie zu offen, wirkte sie ehrgeizig. Schweigen wiederum wäre eine Art Geständnis gewesen.

Sie setzte den Becher ab und erwiderte mit möglichster Ruhe, Gerüchte lebten von ihrer eigenen Fruchtbarkeit und verdienten selten mehr Ehrfurcht als Gartenwinde. Es war kein schlechter Satz. Er hätte vielleicht genügt. Doch Alvéra legte sogleich, fast heiter, nach, dass Fruchtbarkeit immerhin ein gutes Zeichen sei, wenn aus ihr am Ende etwas Würdiges hervorgehe. Dabei ruhte ihr Blick nicht auf dem Dichter, sondern auf dem bärtigen Mann aus dem Palastumfeld. „Und manche Namen“, fügte sie hinzu, „tragen ihre Eignung nicht auf dem Ärmel, sondern in der Art, wie sie Lasten still tragen.“

Serada hätte sie dafür am liebsten unter dem Tisch mit dem Absatz getreten. Nicht aus Undank. Gerade weil die Worte sie aufhoben. Der Satz war zu schön, zu passend, zu öffentlich. Er rückte sie nicht nur in günstiges Licht, sondern band dieses Licht sichtbar an Alvéras Mund. Wer im Gartenraum noch zweifelte, wem Seradas Platz an diesem Abend zu verdanken war, musste nun nicht länger raten. Und dennoch neigte Serada nur leicht den Kopf, als nehme sie eine Freundlichkeit hin, die sich nicht zurückweisen ließ. Sie tat es, weil jedes schärfere Wort sie und Alvéra im selben Augenblick zum Mittelpunkt eines anderen Geredes gemacht hätte. Gerade ihre Zurückhaltung schrieb also das Bild fester, das ihr missfiel.

Die Dienerin mit dem Silberbrett kam ein zweites Mal. Alvéra winkte sie fort, als Serada den Becher heben wollte, und sagte, genug sei genug; man wolle doch einen klaren Kopf bewahren. Wieder so ein kleiner Eingriff. Wieder eine Sorglichkeit, die vor allen Augen geschah und deshalb mehr sagte, als sie sagen durfte. Serada sah, wie die patrizische Frau auf dem Seitenplatz diesen Wechsel bemerkte und den Mund zu einem kaum sichtbaren Lächeln zog. Von draußen drang das ferne Rufen eines Gondolieres herauf, und für einen Augenblick schien Serada, als stehe sie zwischen zwei Ufern: hier die weiche, duftende Macht eines Schutzraums, dort die rauere, gefährlichere Erinnerung an einen Mann, dessen Blick am Morgen mehr verlangt hatte, als sie ihm geben konnte. Dass gerade dieser Vergleich in ihr aufstieg, machte sie nur noch zorniger auf sich selbst.

„Ihr seid still geworden“, sagte Alvéra leise.

„Ich höre zu.“

„Nein“, erwiderte Alvéra ebenso leise. „Ihr rechnet.“

Serada wandte den Kopf und begegnete endlich unmittelbar ihrem Blick. In Alvéras Augen lag Wärme, ja. Aber nicht Wärme allein. Dort war auch jene klare Kenntnis von Wirkung, die aus einer erfahrenen Frau mehr machen konnte als eine bloße Gönnerin. Serada begriff in diesem Augenblick, dass Alvéra durchaus wusste, was sie tat. Nicht jedes Detail vielleicht, nicht jede Schwingung der Gerüchte, die aus so einem Abend hervorgehen mochten. Doch den Grundzug erkannte sie sehr wohl: Sie zog Serada sichtbar in ihren Kreis, schenkte ihr Deckung und machte ebendiese Deckung dadurch zum Zeichen. Schutz und Kennzeichnung fielen zusammen.

„Dann rechne ich schlecht“, sagte Serada und meinte es bitterer, als sie wollte.

Alvéra lächelte nicht. „Das glaube ich nicht. Aber Ihr seid zu sehr daran gewöhnt, nur die Kosten zu sehen.“ Für einen Herzschlag ruhte ihre Hand auf Seradas Unterarm, nicht heimlich, nicht ausgestellt, nur mit jener Selbstverständlichkeit, die in einem Raum wie diesem stärker war als jede Umarmung. „Lasst auch einmal gelten, dass ein Platz an meiner Seite nicht bloß Gefahr ist.“

Wieder sagte Serada nicht, was sie dachte. Dass jede Gunst in Belhanka einen Schatten warf. Dass eine Frau wie sie sich keinen Schatten leisten konnte, den sie nicht selbst maß. Dass sie sich dennoch an dieser Seite für einen Augenblick sicherer fühlte, als sie sich fühlen wollte. Genau dieses Empfinden hielt ihr den Mund zu. Statt eines Widerspruchs hob sie nur den Blick zur Musik und nickte einmal, kaum merklich, als nehme sie nicht Schutz, sondern bloß den Frieden eines Abends entgegen.

Damit war alles entschieden, ohne dass ein einziger klarer Satz darüber gefallen wäre. Alvéra lehnte sich wieder zurück. Die Gespräche im Gartenraum nahmen ihren sanften Lauf. Jemand



lachte. Ein Becher klang an den Rand eines Tellers. Doch in den Blicken, die nun herüberkamen und wieder fortglitten, lag bereits die erste feste Lesart des Abends. Serada saß nicht zufällig dort. Serada war gezogen worden. Serada stand unter Alvéras Hand, mochte diese nun segnend, schützend oder fordernd sein. Und weil Serada nicht aufgestanden war, nicht zurückgewichen, nicht ein einziges Mal den sichtbaren Abstand erzwungen hatte, half sie selbst, dieses Bild zu schreiben.

Als die Dunkelheit endgültig in den Garten sank und die Lampen einen warmen Kreis um die Ruhebänk schlossen, begriff Serada mit einem kleinen, späten Stich, dass der Ort, der ihr für eine Stunde Deckung gewährt hatte, ihr zugleich ein Zeichen auf die Stirn gelegt hatte. Kein grobes, kein widriges. Etwas viel Schlimmeres. Ein schönes Zeichen. Eins, das man gern sah, wiederholte und weitertrug.

---

Als Serada ya Taldron den Gartenraum verließ, war der Abend schon in jene dunklere Stunde geglitten, in der Penumbr den Duft seiner Höfe stärker ausatmete als am Tag. Hinter ihr blieben Lautenklang, leises Lachen und das gedämpfte Murmeln der Gespräche zurück; vor ihr lag der Vorhof des Lyceums, ein weiter, von niedrigen Arkaden umschlossener Platz aus hellem Stein, über dem mehrere kleine Lampen an eisernen Haken schwankten. Zwischen den Säulen standen zwei Palmen in gebrannten Kübeln, und aus der rechten Ecke drang das dünne Plätschern eines Wandbrunnens, dessen Wasser im Schein der Flammen matt wie dunkles Glas wirkte. Die Nacht war lau, doch Serada fröstelte, als trete sie nicht aus einem warmen Raum in freien Atem, sondern aus einem Geflecht sichtbarer Hände an einen Ort, wo der Blick erst recht nicht nachließ.

Alvéra di Rhondral ging neben ihr, nicht dicht genug, um aufdringlich zu sein, aber nah genug, dass jede Dienerin, jeder Bote und jeder späte Gast sie noch immer als zusammengehörig lesen musste. Gerade darin lag die schwerste Last des Abends. Serada spürte noch den kaum merklichen Druck von Alvéras Fingern an ihrem Ärmel, hörte noch die milde Stimme, mit der Schutz gewährt und zugleich sichtbar gemacht worden war, und wusste nicht, ob sie dankbar oder gereizt sein sollte. Vermutlich war sie beides. Sie sagte nur, die Luft im Garten sei süß geworden und man könne an Düften ersticken, wenn sie zu freundlich täten. Alvéra lächelte über den Rand ihres Fächers hinweg und erwiderte, manches Erstickende werde nur darum so genannt, weil man sich nicht eingestehen wolle, wie gern man tiefer atme. Es war eine Antwort, auf die Serada nichts sagen konnte, ohne dem Wortwechsel einen Klang zu geben, den die offenen Arkaden sogleich weitergetragen hätten.

Eine junge Dienerin trat aus der Seitenhalle und fragte mit gesenktem Kopf, ob die Herrin noch Wein oder ein leichtes Nachtmahl wünsche. Alvéra verneinte, ohne den Blick von Serada zu wenden. Gerade da hörte man vom Tor her das Knarren eines Riegels. Ein später Besucher wurde eingelassen. Zunächst war nur der Schatten eines Mannes zwischen den Pfeilern zu sehen, dann trat er ins Lampenlicht, und Seradas Herz tat einen einzigen harten Schlag, der fast schmerzte.

Leomar di Serradal war nicht reich gekleidet, und doch fiel er auf, als bringe er den Hafen mit sich. Sein dunkler Mantel trug am Saum noch einen Hauch von Staub, an der Schulter zeichnete sich eine getrocknete, hellere Salzspur ab, und an der linken Hand blinkte das breite Siegel, das sie am Morgen schon gesehen hatte. Er hatte gewiss keine Zeit darauf verwandt, sich für diesen Ort herauszuputzen. Eben das machte seine Gegenwart gefährlicher. Er wirkte nicht wie ein Mann, der zufällig auf dem Heimweg hier

eingekehrt war, sondern wie einer, den etwas vorantrieb, das stärker war als Rücksicht. Als sein Blick sie fand, hielt er nicht inne. Er sah erst Serada an, dann Alvéra an ihrer Seite, dann den offenen Vorhof, die Dienerin, die Lampen, die halb verdeckten Durchgänge zum Gartenraum. Serada begriff mit jäher Klarheit, dass in diesem einen Blick bereits das ganze falsche Bild stand.

Alvéra hob den Fächer nicht höher, senkte ihn aber auch nicht. „Eine späte Stunde für Besuche“, sagte sie mit ruhiger Stimme. Es war nichts Unhöfliches darin. Gerade deshalb klang es wie eine feine Grenzlinie. Leomar neigte den Kopf, höflich genug, um keinen unmittelbaren Anstoß zu geben, und doch sah man an seiner Haltung, dass er diese Linie nicht als endgültig gedachte. „Ich komme nicht Euretwegen, Alvéra di Rhondral“, erwiderte er. „Ich begehre ein Wort mit Serada ya Taldron.“

Die Dienerin stand noch immer da. Zwei junge Frauen, die aus einer Seitenloge traten, blieben, als hätten sie ihre Schleier ordnen wollen, in Wahrheit aber nur langsam genug stehen, damit ihnen nichts entging. Ein älterer Musikant, der eben seinen Lautenkasten zum Ausgang trug, senkte den Blick zwar auf seine Hände, doch seine Schritte wurden klein. Serada fühlte alle diese Zeugen wie Stecknadeln an der Haut. Eben deshalb zwang sie ihre Stimme in jene formale Ruhe, die sie im Amt oft trug wie einen Schild.

„Dies ist weder Ort noch Stunde für ungefragte Unterredungen“, sagte sie. „Wenn Ihr ein Anliegen habt, könnt Ihr es auf geordnetem Weg vorbringen.“

Schon während sie sprach, wusste sie, dass der Satz falsch war. Er klang nach Vorzimmer, nach Aktenstube, nach einer bewusst aufgezogenen Wand. Sie hatte etwas sagen wollen, das den Schaden klein hielt. Stattdessen gab sie Leomar ausgerechnet das Gefühl, er sei ein Bittsteller an einer amtlichen Schwelle. Sein

Gesicht veränderte sich nicht sogleich. Nur die Muskeln an seinem Kiefer zogen sich an, und das Licht fing sich härter in seinen Augen.

„Geordnet“, wiederholte er, und seine Stimme war noch leise. „So nennt Ihr das also.“ Er trat einen halben Schritt näher. Nicht weit. Weit genug. „Am Morgen hattet Ihr keine Stunde. Nun sehe ich, was Euch stattdessen Zeit wert ist.“

Serada hätte ihm sagen können, dass er nicht verstand, was er sah. Dass dieser Abend ihr keine Muße, sondern neue Fesseln gebracht hatte. Dass der Platz an Alvéras Seite weniger Trost als Zeichen gewesen war. Doch Alvéra stand neben ihr. Die Dienerin hörte mit gesenktem Kopf zu. Die beiden jungen Frauen am Rand waren nun ganz zum Stillstand gekommen. Ein einziges erklärendes Wort konnte aus dem, was bisher nur Verdacht war, ein offenes Gerede machen. Serada hörte sich deshalb kühl antworten, er maße sich Urteile an, wo ihm weder Kenntnis noch Recht zustünden.

Leomar lachte nicht, aber ein kurzer, scharfer Atemzug verließ ihn, als sei ein Lachen an seiner Kehle verendet. „Kenntnis?“ fragte er. „Ich kenne genug, um zu sehen, wenn man mich fortschiebt, weil ein wärmerer Schutzraum offensteht.“ Bei den letzten Worten glitt sein Blick zu Alvéra. Er blieb nur einen Herzschlag dort. Doch der Herzschlag genügte. Es war keine grobe Beleidigung, keine offene Schmähung. Eben darum war es schlimmer. Er hatte nicht nur Serada getroffen, sondern Alvéra in den Kreis seiner Kränkung gezogen und dabei so getan, als spreche er bloß eine Folgerung aus.

Alvéra schloss den Fächer mit einem leisen Laut. „Ihr überschreitet Euch“, sagte sie. Noch immer sprach sie nicht laut. Aber nun war etwas in ihrer Stimme, das selbst die Dienerin

aufblicken ließ. „Wenn Serada nicht mit Euch reden will, so genügt das. Ihr seid hier Gast, nicht Gebieter.“

Das war Schutz. Es war auch Besitzmarkierung. Serada fühlte beides mit einem brennenden Zorn, der keinen rechten Gegenstand fand. Denn Leomar hatte Unrecht, und doch machte Alvéras Eingreifen eben jenes Bild stärker, das sie hatte vermeiden wollen. Sie wandte den Kopf nicht nach Alvéra, sondern behielt Leomar im Blick. In ihm stand der Hafen noch auf der Haut, der Tag noch an den Schultern, und unter allem ein verletzter Stolz, der ihr ans Herz griff, gerade weil er sich in etwas Roheres kleidete.

„Ich habe nicht um Beistand gebeten“, sagte sie. Das galt Alvéra und klang doch für jeden im Hof, als weise sie Leomar ein weiteres Mal zurück. Sogleich hätte Serada sich die Zunge beißen mögen. Sie sah, wie Leomars Blick dunkler wurde. Was als Grenzstrich gegen Alvéras Schutz gemeint war, traf ihn mitten ins Gesicht.

„Nein“, sagte er. Nun war seine Stimme nicht mehr leise, sondern nur noch gedämpft, und die Dämpfung war gefährlicher als jeder Ausbruch. „Ihr bittet um gar nichts. Ihr lasst andere warten, andere raten, andere sich zum Narren machen, und nennt es dann Anstand.“

Die Worte waren ungerecht. Sie waren auch nicht ganz falsch. Gerade darum trafen sie Serada bis in die Kniekehlen. Hitze stieg ihr ins Gesicht. Nicht nur Scham. Auch Zorn. Sie dachte an den Morgen auf dem Steg, an seine Forderung, an die Art, wie er aus einer Nacht schon ein Recht gemacht hatte. Dass er nun ausgerechnet hier, unter Lampen und fremden Augen, in diesem Ton vor ihr stand, war mehr, als ihr Stolz tragen konnte.

„Ihr vergesst Euch“, sagte sie. „Und Ihr vergesst, mit wem Ihr redet.“

Kaum war der Satz gefallen, wusste sie, dass er schlimmer war als alles, was er ihr zuvor an den Kopf geworfen hatte. Denn was hörten die Umstehenden darin anderes als Stand, Abgrenzung, kalte Erinnerung an Herkunft? Serada hatte es nicht so gemeint. Oder nicht nur so. Sie hatte sagen wollen, dass er vor Zeugen sprach, dass jedes Wort hier Gewicht bekam, dass sie beide in Gefahr standen. Doch aus ihrem Mund wurde daraus die hochmütige Zurechtweisung einer Frau, die ihre Nähe der Nacht dem Licht des Abends nicht gelten lassen wollte.

Leomar stand einen Herzschlag lang ganz still. Sogar das Plätschern des Brunnens schien lauter. Dann neigte er den Kopf ein wenig, auf eine Weise, die fast wie Spott aussah und vielleicht bloß Selbstbeherrschung war. „Ja“, sagte er. „Das vergesse ich heute gründlich.“ Er sah sie nicht mehr an wie am Morgen, nicht mehr wie einen Menschen, den er erreichen wollte, sondern wie jemanden, der ihm eben eine Tür vor dem Gesicht geschlossen hatte, während hinter ihr noch warmes Licht brannte. „Vergebt mir. Ich hätte begreifen sollen, dass ich nur für dunkle Stunden taue.“

Serada spürte, wie ihr der Atem stockte. Der Satz war roh. Gerade deshalb stach er so tief. Sie wollte ihm widersprechen. Wollte sagen, er solle das nicht wagen, nicht so sprechen, nicht so bitter sein. Doch alle milderen Worte waren ihr plötzlich verstellt. Hinter Leomar trat nun sogar der Pförtner des Hauses in den Vorhof, als müsse er nach dem Rechten sehen, ohne doch offen einzugreifen. Die beiden jungen Frauen am Rand hatten ihre Schleier längst vergessen. In einem oberen Umgang knarrte eine Tür. Vielleicht lauschte dort jemand. Serada fühlte, wie der Raum sich gegen sie alle drei schloss.

Alvéra machte einen einzigen Schritt nach vorn. Wieder nichts Grobes, keine erhobene Hand, kein gebieterisches Zeichen. Nur diese ruhige Bewegung, mit der eine Frau, die an Gehorsam nicht zweifeln muss, eine Grenze neu zieht. „Genug“, sagte sie. „Ihr werdet jetzt gehen.“

Serada hätte schreien mögen, Alvéra solle schweigen. Nicht weil sie ihren Schutz nicht spürte, sondern weil er nun wie ein Siegel auf die Szene sank. Leomar musste es ebenso empfinden. Sein Blick glitt über Alvéra hinweg zurück zu Serada, und in diesem Blick lag plötzlich nicht mehr nur Zorn, sondern etwas Verletzteres, Schwereres, das ihr für einen Augenblick die ganze Luft aus der Brust nahm. Er nickte einmal, knapp, als habe er endlich die Ordnung begriffen, die man ihm zeigen wollte.

„Wie Ihr wünscht“, sagte er. Doch er sprach nicht zu Alvéra. Er sprach zu Serada, und eben darum war es noch demütigender. Dann fügte er, leiser nun, fast nur für sie hörbar, hinzu: „Ihr hättet nur einmal die Wahrheit sagen müssen.“

Das war der schlimmste Stoß des Abends, weil er so nahe an dem lag, was sie selbst gegen sich dachte. Serada hob das Kinn, ihr letzter Rest von Würde hielt sie aufrecht wie ein zu straff gezogener Stab. „Die Wahrheit geht nicht jeden an, der sie verlangt“, erwiderte sie. Wieder formell. Wieder falsch. Wieder ein Satz, der Schutz sein sollte und nichts als Kälte wurde.

Leomar sah sie noch einen Augenblick an. Dann wandte er sich ab. Er ging nicht hastig. Gerade das machte seinen Abgang schwer. Jeder Schritt über die hellen Steinplatten schien den Vorhof deutlicher zu zeichnen: die Lampen, die Palmenkübel, die Dienerin mit dem gesenkten Blick, die neugierigen Frauen, den Pförtner in der Torhalle. Als er das Tor erreichte, blieb er kein zweites Mal stehen. Der Riegel knarrte, Luft zog herein, und dann war er fort.

Erst jetzt merkte Serada, dass ihre Hände zitterten. Sie schloss sie so fest ineinander, dass die Fingernägel in die Haut drückten. Alvéra sagte nichts sogleich. Vielleicht aus Güte. Vielleicht weil auch sie verstand, dass jedes Wort in dieser Minute nur neuen Klang in die Steine getragen hätte. Die Dienerin verbeugte sich und verschwand rückwärts. Die beiden jungen Frauen gingen endlich weiter, mit jener glatten Langsamkeit, die verriet, dass sie noch in derselben Nacht über alles reden würden. Der Musikant hatte seinen Lautenkasten längst unter dem Arm, stand aber immer noch bei der Arkade, als müsse er prüfen, ob sein Instrument richtig geschlossen sei. Zu viele Zeugen. Zu viele Augen. Und doch war es nicht das Gerede allein, das Serada die Kehle eng machte.

Es war der Augenblick kurz vor Leomars Abgang, als er gesagt hatte, sie hätte nur einmal die Wahrheit sagen müssen. Denn darin lag eine Bosheit, ja, aber auch eine Bitte, die er zu spät und im falschen Ton hervorgebracht hatte. Serada wusste, dass sie ihn ebenso verwundet hatte, wie sie selbst verwundet war. Jeder von ihnen hatte den eigenen Schutz höhergestellt als den einen Satz, der vielleicht alles entschärft hätte. Sie hatte Förmlichkeit gewählt. Er hatte Kränkung gewählt. Und nun stand der Vorhof voller Menschen, die in ihrem Schweigen, ihren halben Sätzen und Alvéras Schritt nach vorn genau das lesen würden, was am wenigsten stimmte.

Alvéra legte nun, für die anderen sichtbar und gerade darum behutsam, die Hand an Seradas Ellbogen. „Kommt“, sagte sie leise. „Hier bleibt nichts besser, wenn man es länger anstarrt.“

Serada entzog sich der Berührung nicht. Eben das war vielleicht der letzte Fehler dieses Abends. Denn wer sie jetzt zusammen in den Gartenraum zurückkehren sah, musste glauben, der Vorfall habe nichts offenbart außer einer unziemlichen Zumutung von außen und einer klaren Zurückweisung. So wurden die Bilder



fester, je mehr sie ihnen entkommen wollte. Serada ging neben Alvéra durch die Arkaden zurück. Hinter ihr lag das Tor, durch das Leomar verschwunden war. Vor ihr wieder das warme Licht, die Musik, der Duft der Rosen. Alles war noch da. Und doch war etwas geschehen, das sich nicht mehr in den Schatten zurückschieben ließ. Jeder von ihnen hatte geglaubt, sich zu schützen. Jeder hatte dem anderen gerade dort die tiefste Wunde geschlagen, wo ohnehin schon alles offen lag.

---

Der nächste Tag brach mit einem grellen, windstillen Morgen über dem Hafen an, und schon vor der dritten Stunde lag auf dem Wasser jener blanke Schein, der den Blick schmerzte, wenn man zu lange hinübersah. Über den Kais von Belhanka hing das Gemisch aus Teer, faulendem Schilf, Salz und Wein, dazu der scharfe Hauch frisch aufgebrochener Zitruskisten, die aus einem flachen Küstensegler ausgeladen wurden. Vor Leomar di Serradals Kontor stapelten sich Taurollen, Kisten, zwei verschnürte Ballen Leinen und ein aufgeschlagenes Registerbrett, auf dem die jüngsten Freigaben mit dunkler Tinte vermerkt standen. Ein Schreiber kniete neben einer Truhe mit Bleiplomben, zählte sie nach und murmelte dabei halblaut Zahlen. Weiter unten am Steg stritt ein Fuhrknecht mit einem Lastträger über den Preis für drei Fahrten bis zum inneren Lagerhof. Alles lief wie an jedem andern Hafentag. Nur in Leomar war nichts im Lot.

Er hatte kaum geschlafen. Nicht einmal der Wein, den er sich spät noch hatte bringen lassen, hatte ihm die Bilder des Abends von der Seele gespült. Immer wieder stand Serada vor ihm, im Licht der kleinen Hoflampen, die Stimme kühl wie Stein, der Blick vor Zeugen härter, als irgendein offen ausgesprochener Vorwurf es

vermocht hätte. Noch schärfer brannte jedoch Alvéras Schritt nach vorn in seiner Erinnerung, dieses ruhige Dazwischentreten, das ihn aus dem Vorhof gewiesen hatte, ohne auch nur ein lautes Wort zu brauchen. Er hatte sich eingeredet, der Zorn gelte allein der Demütigung. Doch unter dem Zorn saß noch etwas anderes, tiefer und schwerer: das Gefühl, zu spät gekommen zu sein, nicht nur an diesem Abend, sondern in einem Spiel, dessen Regeln andere längst besser kannten als er.

Gerade deshalb war er früh im Kontor. Wer sich verletzt fühlte, sollte wenigstens handeln, hatte er sich beim ersten Glockenschlag gesagt. Doch auch jetzt stand er nicht an dem langen Tisch, um Darios Andeutung nachzugehen oder die alte Transportzusage mit kalter Hand zu entwirren. Seine Vernunft lag irgendwo hinter ihm wie ein zurückgelassener Mantel. Vor ihm lag ein anderer Entschluss, den er sich seit Sonnenaufgang Stück für Stück zurechtgelegt hatte, bis er ihm wie Notwehr vorkam. Das Haus Rhondral hatte für den Mittag eine bevorzugte Frachtbereitstellung verlangt: sechs Kisten mit feinen Glasfläschchen, drei Körbe mit Blütenessenzen aus den Gärten jenseits des Kanals und zwei kleine, eisenbeschlagene Schatullen, deren Inhalt kein Schreiber laut benannte und die eben deshalb mit besonderer Sorgfalt behandelt wurden. Die Ware sollte noch vor dem Abend auf einen Binnenkahn gehen, damit sie rechtzeitig zu einem Empfang an der Wasserseite käme. Leomar hätte den Auftrag nur zu bestätigen brauchen. Stattdessen hatte er den Zettel seit der Frühe offen vor sich liegen wie eine Kränkung, die Papier geworden war.

„Herr?“ fragte der junge Schreiber Beljan zum zweiten Mal. Der Bursche stand mit gespitzter Feder am Pult und wartete auf den Vermerk zur Reihenfolge. Er war noch nicht lange im Kontor, ein schmaler, eifriger Mensch mit Tintenflecken an den Fingern

und jenem ängstlichen Fleiß, der jede Unordnung sogleich im Gesicht trägt. „Soll das Haus Rhondral auf erster Stelle bleiben?“

Leomar nahm den Zettel auf. Das Siegel des Hauses war sauber gedrückt, die Bitte um Vorrang in höflichen Wendungen gefasst und unten stand in der Hand des Verwalters der Zusatz, die Zusage gelte wie bei den beiden vorigen Sendungen. Gerade dieser letzte Satz brachte etwas Hartes in ihm zum Klingen. Wie bei den beiden vorigen Sendungen. Als sei alles fortzuschreiben, als habe der gestrige Abend nicht gezeigt, wie wenig ein Mann in den Augen solcher Kreise zählte, sobald eine feinere Hand den Arm hob.

„Nein“, sagte er.

Beljan hob den Kopf. „Nein, Herr?“

„Auf zweite Stelle. Nein—“ Leomar brach ab. Die zweite Stelle war noch immer zu nahe an alter Gewohnheit. Noch zu sehr ein halber Rückzug, der vielleicht morgen schon bereut und widerrufen werden konnte. Er spürte, wie der Trotz in ihm wärmer wurde, und sprach, ehe die Vorsicht wieder ein Wort gewann. „Auf dritte. Der Auftrag des Hauses Rhondral wartet, bis die Fässer des Weinziehers Malquisto verladen sind und die drei Ballen des Tuchhändlers Corvesco den Freistempel haben.“

Beljan starrte ihn an. Nicht unverschämt. Nur offen genug, dass die Überraschung wie ein unbedachtes Bekenntnis zwischen ihnen lag. „Der Weinhändler?“ fragte er. „Aber der zahlt nur die gewöhnliche Gebühr. Und Corvesco schuldet noch vom letzten Mond.“

„Dann wird er heute umso pünktlicher zahlen“, gab Leomar zurück. „Schreibt, was ich sagte.“

Der Schreiber setzte die Feder an, zögerte jedoch. „Herr, für das Haus Rhondral ist der frühe Steg bereits vorgemerkt. Wenn wir die Reihenfolge ändern, fällt die Trägerzusage weg. Der neue Kahnführer verlangt mehr, und der Lagerhof—“

„Ich kenne die Folgen.“ Leomar sprach härter, als nötig war. Beljan duckte unwillkürlich den Kopf und schrieb. Das Kratzen der Feder klang in der plötzlichen Stille des Kontors auffallend laut. Leomar sah zu, wie der alte Vermerk durchgestrichen und darunter der neue Rang gesetzt wurde. Ein so kleiner Strich. Ein wenig Tinte. Doch in seinem Innern fühlte es sich an wie eine Ohrfeige, die er nicht länger hinnehmen, sondern austeilen wollte. Er wusste, wie kindisch das war. Gerade diese Kenntnis machte ihn noch störrischer.

Als Beljan mit dem Eintrag fertig war, legte Leomar seine Siegelmarke daneben. „Fertig zur Ausführung“, sagte er. „Und den Boten zum Haus Rhondral sendet Ihr erst, wenn Malquistos Fässer an der Winde hängen.“

Beljan nickte, doch die Unruhe blieb ihm ins Gesicht geschrieben. „Herr, der Verwalter des Hauses wird nach der Vertragsklausel fragen.“

„Dann soll er fragen.“

Das war die zweite falsche Entscheidung dieses Morgens. Die erste hatte im bloßen Herabsetzen des Auftrags gelegen; die zweite bestand darin, den Schlag nicht einmal durch einen höflichen Vorwand zu dämpfen. Leomar hätte sich auf Wind, Engpass oder einen verspäteten Schiffer berufen können. Stattdessen wollte er, dass man die Änderung spürte. Nicht offen als Rache benannt, aber doch als Handlung eines Mannes, der nicht in jeder Stunde bereitstand, sobald ein vornehmes Haus die Finger rührte.

Gegen Mittag kam der Verwalter des Hauses Rhondral selbst, ein magerer Mann mit sorgsam gestutztem Bart und einem Mantel aus taubenblauer Sommerwolle. Sein Name war Ferrando, und er trug die Art von Höflichkeit zur Schau, unter der sich Geringschätzung nie ganz verbergen ließ. Schon an der Schwelle blieb er stehen, als wolle er sich vergewissern, dass der Geruch von Teer und Seil seine Kleidung nicht beschmutze. Er verneigte sich knapp und hielt Leomar einen schmalen Pergamentstreifen hin. „Man meldet mir eine Verschiebung“, sagte er. „Ich nehme an, es handelt sich um ein Versehen.“

Leomar nahm den Streifen nicht. „Es handelt sich um eine neue Reihenfolge.“

Ferrando blinzelte, kaum merklich. „Für eine Sendung des Hauses Rhondral gilt gewöhnlich keine neue Reihenfolge, sofern die Zusage am Vortag bekräftigt worden ist.“

„Gewöhnlich“, sagte Leomar. „Heute nicht.“

Es war töricht, so zu sprechen. Er wusste es, noch während er den Ton hörte. Doch Ferrandos glatte Beherrschung reizte ihn noch mehr, als es ein offener Vorwurf vermocht hätte. Der Verwalter fragte nach Grund und erhielt nur die Antwort, kleinere Auftraggeber seien heute an der Reihe. Darauf wurde Ferrandos Stimme etwas kälter. Er erinnerte an die frühere Abrede, an den vorgemerkten Steg, an die Erwartung seiner Herrschaft, dass ein verlässliches Kontor zwischen Freundschaft und Geschäft nicht künstlich unterscheide. Bei dem Wort Freundschaft hätte Leomar beinahe bitter gelacht. Freundschaft. War das die Münze, mit der Häuser, wie dieses, Männer aus dem Hafen bezahlten, solange sie nützlich blieben?

„Mein Kontor unterscheidet heute nach Reihenfolge, die ich setze“, sagte er. „Nicht nach Laune fremder Höfe.“

Nun wurde Ferrando wirklich still. In seinem Schweigen lag mehr Drohung als in mancher erhobenen Stimme. Er ließ den Pergamentstreifen sinken und erwiderte nach einem Augenblick, er werde den Vermerk für seinen Haushalt notieren lassen. Da die Sendung an den frühen Empfang gebunden gewesen sei, entstehe aus der Verzögerung ein Schaden. Nach Klausel drei des letzten Beförderungsbriefes sei dafür eine Ausgleichszahlung von hundertachtzig Dukaten fällig, sofern keine höhere Gewalt vorliege. Höhere Gewalt sehe er derzeit nicht. Er sprach die Zahl ohne jedes Gewicht, und gerade darum fiel sie schwer in den Raum. Hundertachtzig Dukaten. Zwei gute Monate Lohn für verlässliche Hände. Oder der halbe Gegenwert eines kleinen Weinvorrats, der im Herbst mit Gewinn weitergegeben werden konnte.

Beljan, der am Pult stand, hob unwillkürlich den Kopf. Selbst die Träger an der Tür wurden stiller, als sei eine Münze in tiefes Wasser gefallen. Leomar spürte, wie ihm die Hitze in den Nacken stieg. Jetzt, an dieser Stelle, hätte er noch zurückweichen können. Ein Achselzucken, ein gemildertes Wort, das Eingeständnis eines Missverständnisses. Ferrando wartete offenkundig darauf. Nicht aus Milde, sondern weil ein Mann seines Schlages lieber den Nutzen wahrte, als eine Rechnung groß zu machen. Leomar sah das. Er sah auch den Ausweg. Und wählte ihn nicht.

„Dann notiert die Summe“, sagte er.

Beljan machte ein Geräusch, halb Husten, halb Erstarren. Ferrando jedoch nickte nur. „Wie Ihr wollt.“ Er zog aus der Mappe einen vorbereiteten Bogen, den er offenbar nicht umsonst mitgebracht hatte. Auf dem unteren Rand stand bereits die Formel für den Schadensvermerk, daneben der freie Raum für Leomars Zeichen. Also hatte der Verwalter schon auf Widerstand gerechnet. Vielleicht kannte er Menschen besser, als Leomar in

diesem Augenblick sich selbst kannte. Ferrando legte den Bogen auf den Tisch, schob das Tintenfass heran und wartete.

Leomar setzte sein Zeichen mit einer Ruhe, die nur äußerlich war. Das Metall seines Siegels drückte sich in das warme rote Wachs, und als er es hob, blieb der Abdruck scharf und makellos zurück. Hundertachtzig Dukaten. Er sah die Zahl unter seinem Namen stehen und empfand für einen einzigen, törichten Herzschlag Genugtuung. Nicht weil der Verlust klein gewesen wäre. Sondern weil er in dieser Minute wie eine Waffe wirkte, die er lieber gegen sich selbst richtete, als einem andern den Gehorsam zu schenken. Erst unmittelbar darauf kam der bittere Nachgeschmack.

Ferrando nahm den Bogen auf, ließ das Wachs kurz abkühlen und steckte das Pergament dann in seine Mappe. „Der Hafen vergisst selten, Herr di Serradal“, sagte er mit musterhafter Höflichkeit. „Ich hoffe, Euer heutiger Sinn für Gleichheit wird Euch morgen nicht teurer kommen, als Ihr wünscht.“ Damit verneigte er sich und ging.

Kaum war er fort, brach im Kontor das gedämpfte Leben wieder an. Ein Träger fragte nach dem Freistempel für Malquistos Fässer. Beljan blätterte mit etwas zu schnellen Fingern im Register. Der Laufbursche an der Tür tat, als habe er nichts gehört, war aber ganz Ohr. Leomar wusste, wie solche Dinge liefen. Ehe der Nachmittag ganz sank, würden zwei Kahnführer und ein Schreiber an der Freigabestelle wissen, dass er einen Vorrang des Hauses Rhondral aufgehoben und sich dafür hundertachtzig Dukaten aufgeladen hatte. Es war kein Verbrechen. Aber es war ein Zeichen. Und Zeichen fraßen am Hafen oft tiefer als offener Streit.

Trotzdem ging er kurz darauf selbst hinüber zur Freigabestelle, als könne bloße Gegenwart die Folgen kleiner machen. Das Gebäude lag nur wenige Gassen entfernt, ein flacher Steinbau mit

offener Vorhalle, wo unter einem breiten Dach Tische standen und jeder, der Ladung, Stempel oder Recht verlangte, im selben warmen Durcheinander warten musste. Auf den Bänken saßen Schiffer, Kaufleute, zwei Schreiber mit verschnürten Rollen und ein alter Mann, der seit einer halben Stunde über eine beschädigte Seilpartie klagte. Hinter dem inneren Tisch verwahrte ein Aufseher die Bleimarken in einem hölzernen Kasten, und rechts davon hingen die Tafeln mit den Ranglisten des Tages. Leomar brauchte nur einen Blick, um zu sehen, dass sein eigener Vermerk bereits übertragen war. Rhondral: dritter Aufruf. Malquisto: erster. Corvesco: zweiter.

Es stand da wie ein Hohn auf schwarzem Grund.

Der Aufseher, ein breitnasiger Mann namens Ulfan, erkannte ihn und hob die Hand zum Gruß. „Ihr seid früh selbst hier, Herr di Serradal. Man sagt, Ihr übt heute neue Gerechtigkeit.“ Es war als Scherz gemeint. Vielleicht. Doch zwei Wartende blickten sogleich auf, und einer von ihnen grinste in seinen Bart. Leomar spürte, wie die Demütigung vom Vorabend sich mit neuer Scham vermischte. Nicht einmal hier blieb die Sache stumm. Er erwiderte etwas Überflüssiges über geänderte Lastverhältnisse und trat an die Tafel, als müsse er eine Ziffer prüfen. In Wahrheit sah er nur die Schrift und hörte in Ulfans beiläufiger Bemerkung schon die künftige Folge: Morgen mochte es eine Frage mehr geben, ehe ihm ein Vorrang eingeräumt wurde. Übermorgen vielleicht ein Zögern. Und wenn genug von diesem kleinen Zögern zusammenkamen, nannte man es am Ende nicht Misstrauen, sondern Vorsicht.

Als er die Freigabestelle wieder verließ, war die Sonne tiefer gesunken, doch die Hitze klebte noch immer an den Mauern. Vom Kai her wehte der Ruf eines Kahnführers herauf, und irgendwo zerbrach eine Kiste mit solcher Wucht, dass gleich darauf ein Fluchen über das Wasser ging. Leomar blieb vor dem



Tor des Steinbaus stehen und legte für einen Augenblick die Hand an die Mauer, als brauche er den rauen Kalk, um sich wieder auf der Erde zu fühlen. Hundertachtzig Dukaten verloren. Eine bevorzugte Stellung beschädigt. Ein Vermerk, der seinen Weg über die Tafeln gemacht hatte. All das für einen Anfall von Stolz, den er gestern noch Stärke genannt hätte.

Und dennoch war der Trotz in ihm nicht ganz tot. Das war vielleicht das Beschämendste. Selbst jetzt, da die Folgen greifbar wurden, suchte ein Teil von ihm noch nach einer Rechtfertigung und fand sie in der bitteren Vorstellung, wenigstens einmal nicht auf den Wink eines Hauses gesprungen zu sein, das ihm über den Vorhof hinweg seine Grenzen gezeigt hatte. Erst als er weiterging und Beljans verschrecktes Gesicht, Ferrandos kalte Höflichkeit und die schwarze Schrift an der Tafel wieder vor sich sah, fiel etwas in ihm nach. Er hatte keine Freiheit bewiesen. Nur sich selbst geschadet.

Vor dem Kontor warteten bereits die ersten Männer auf den Lohnvorschuss für die Abendfahrt. Leomar hörte einen von ihnen fragen, ob die Rhondral-Sendung noch heute überhaupt laufe. Ein anderer erwiderte, nun wohl verspätet, und lachte kurz, nicht boshaft, nur wissend. Leomar ging an ihnen vorbei, ohne den Blick zu heben. Im Innern seines Kontors lag der Schadensvermerk noch frisch in der Mappe, das rote Wachs noch nicht ganz matt geworden. Er wusste, dass er ihn später wieder zur Hand nehmen, die Zahl prüfen und sich einreden würde, sie lasse sich in den nächsten Wochen ausgleichen. Vielleicht stimmte das sogar. Aber anderes ließ sich schwerer tilgen: die Kunde, dass er aus gekränktem Herzen eine Ordnung zerrissen hatte, die ihm selbst Nutzen gebracht hatte.

Am Ende des Tages stand der Hafen noch immer, wie er morgens gestanden hatte. Winden knarrten. Wasser schlug gegen Pfähle. Männer schleppten, riefen, rechneten. Nur Leomar war materiell

schwächer geworden. Und das Schlimmste daran war, dass er es mit eigener Hand getan hatte.

---

Zwei Tage nach dem Abend in Penumbra trat Serada ya Taldron durch das östliche Tor des Palasts der Republik, als sei nichts in ihrem Leben aus dem rechten Lauf geraten. Der Morgen war klar und schon warm, das helle Gestein des Hofes warf das Licht in harten Flächen zurück, und über den Stufen zum inneren Umgang hing noch der letzte kühle Hauch der Nacht, der bald vergehen würde. Auf dem Brunnenrand standen zwei Schreiberburschen mit Wachstafeln, unten an der Mauer wartete eine Witwe mit verhülltem Kopf auf ihre Vorlassung, und aus einem offenen Seitenfenster drang das trockene, gleichmäßige Kratzen von Federn auf Papier. Alles war geordnet. Alles hatte seinen Platz. Gerade darum spürte Serada schon beim ersten Schritt über die Schwelle, dass an diesem Morgen eine unsichtbare Verschiebung im Haus lag.

Sie kannte den Palast gut genug, um solche kleinen Störungen zu bemerken. Eine Dienerin, die sonst grüßend den Blick hob, tat es heute nur halb. Ein Bote der inneren Kanzlei, der ihr gewöhnlich mit eilfertiger Höflichkeit Platz machte, trat diesmal erst im letzten Augenblick zur Seite. Im Vorzimmer, wo die Eingaben gesichtet, Fristen vermerkt und alte Läufe mit neuen Schreiben zusammengebracht wurden, stand der Schrank mit den roten Aktenbändern bereits offen, obwohl die Sonne noch nicht hoch genug war, dass man an eine außerordentliche Sichtung hätte denken müssen. Auf dem Tisch des Vorstehers lag eine Schale mit frischem Sand zum Trocknen der Tinte, daneben aber auch ein zweites Siegelmesser, das nur hervorgeholt wurde, wenn mehr als eine Hand in dieselbe Sache griff. Serada sah das alles in einem

einzigem Blick und merkte doch erst eine Herzs Schlaglänge später, dass ihr eigener Atem flacher ging.

Die älteste Schreiberin des Vorzimmers, Taresca, saß an ihrem Platz und ordnete Eingaben nach Tagen und Zeichen, wie sie es an jedem Morgen tat. Ihr Rücken war gerade, ihr Haar streng unter das graue Tuch gefasst, und doch lag in der Art, wie sie die Blätter nicht ganz bündig aufeinanderlegte, ein Hauch von Unruhe. Als Serada ihren Platz erreichte, hob Taresca die Augen nur kurz. „Ihr seid zur rechten Zeit“, sagte sie. Es war ein gewöhnlicher Satz. Aber gewöhnliche Sätze klingen anders, wenn in ihnen ein Rest von Schonung liegt. Serada legte Mantel und Handschuhe ab, achtete darauf, jede Bewegung ohne Hast zu vollziehen, und fragte erst dann, was in den frühen Stunden bereits so viele Hände auf die Beine gebracht habe.

Taresca antwortete nicht sogleich. Sie griff nach einem schmalen Bündel aus drei Blättern, die mit grauem Band statt mit rotem verschnürt waren. Graues Band bedeutete Vorprüfung. Noch nicht Anklage, aber mehr als bloßes Gemurmel. Serada nahm das Bündel nicht an, ehe Taresca es ihr reichte. Gerade solche Kleinigkeiten zählten in Räumen wie diesem. Man griff nicht gierig nach Papier, das einem noch nicht ausdrücklich übergeben war. Erst als die ältere Frau losließ, öffnete Serada den Knoten.

Obenauf lag die Abschrift einer Eingabe aus einem Mund der Wahrheit. Keine Unterschrift, kein Name, nur die knappe, säuberlich nachgezogene Meldung, dass im Laufe des vergangenen Sommers bei zwei Fristssachen eine Unregelmäßigkeit zwischen Eingangsvermerk und Vortragsdatum bemerkbar sei. Die Worte waren vorsichtig gesetzt, als habe der Schreiber der Eingabe sich Mühe gegeben, nicht zu behaupten, was er nicht beweisen könne, und gerade dadurch alles Schlimme anzudeuten. Es stand nichts von Serada darin. Auch kein Name ihrer Familie. Nur Aktenzeichen, Daten,

ein Verweis auf einen älteren Lauf und die Bitte um Vergleich. Serada spürte dennoch, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Nicht, weil der Kern der Sache ganz offen vor ihr gelegen hätte. Sondern weil ein Mensch, der so schrieb, entweder mehr wusste, als ihm zustand, oder blind genug war, um aus Zufall genau in die richtige Richtung zu stechen.

„Wer hat das zuerst gesehen?“ fragte sie.

„Der Frühschreiber an der inneren Pforte“, sagte Taresca. „Dann ging es an den Vorsteher. Von dort an den Tribunen der ersten Woche. Noch ist nur Vorprüfung angeordnet.“

Noch. Das Wort blieb zwischen ihnen hängen wie eine kleine eiserne Kralle. Serada blätterte weiter. Das zweite Blatt war eine Anweisung zum Vergleich älterer Fristenläufe binnen sieben Tagen. Nicht lang, nicht scharf, gerade so gefasst, dass niemand später behaupten könne, man habe voreilig gegriffen. Das dritte Blatt traf sie beinahe noch härter: Der Empfehlungshinweis zu einem städtischen Mandat, von dem in den letzten Wochen leise die Rede gewesen war, sei bis zur Klärung zurückzustellen. Zurückstellen. Wieder kein offener Schlag. Nur das saubere Wegziehen eines Tuchs, ehe etwas daraufgelegt werden konnte.

Serada legte die Blätter sorgfältig nebeneinander, als wären ihre Finger nicht kalt geworden. Wer sie in diesem Augenblick gesehen hätte, mochte in ihr noch immer die verlässliche Frau des Aktenraums erkennen: ruhig, aufmerksam, nicht ohne Würde. In Wahrheit war in ihr alles in jähher Bewegung geraten. Sie sah plötzlich wieder den schmalen Familienflur mit dem vorbereiteten Band im Register vor sich, hörte Colmions Stimme, roch den Sand des Vorhofs in Penumbra, sah Leomars Gesicht im Lampenschein. Alles, was sie getrennt halten wollen, schob sich an diesem Morgen gegeneinander. Wenn diese Vorprüfung wuchs, würde jede offene Bindung, jede

Beobachtung, jede schlecht getimte Nähe sie noch verwundbarer machen. Und doch war dies zugleich der Augenblick, in dem sie am dringendsten einen Menschen gebraucht hätte, dem sie die Wahrheit wenigstens zur Hälfte sagen konnte.

Sie tat das Gegenteil.

„Welche Läufe sind betroffen?“ fragte sie mit jener sachlichen Nüchternheit, die ihr oft mehr Schutz gab als jedes Leugnen. Taresca nannte die beiden Zeichenfolgen. Serada kannte sie auf der Stelle. Zu gut. Der erste Lauf war harmloser Natur und diente nur als Schirm. Der zweite war der, in dessen Schatten sie vor Monaten die kleine, formell unzulässige Verschiebung zugunsten ihrer Familie geduldet hatte. Nicht durch Fälschung. Nicht durch ein falsches Siegel. Nur durch das Zulassen einer Fristdehnung, die auf dem Papier schmal genug blieb, um im Strom der gewöhnlichen Verzögerungen zu verschwimmen. Damals hatte es ihr wie die geringste Sünde unter mehreren Übeln geschienen. Nun lag gerade diese kleine Dunkelstelle wie eine aufgebrochene Naht vor ihr.

Der Vorsteher des Vorzimmers trat aus der inneren Kammer, ein hagerer Mann mit gelblichem Gesicht und scharf geschnittenen Lippen, der selbst dann aussah, als prüfe er einen Nebenfehler, wenn er bloß guten Morgen sagte. Er nickte Serada zu und sprach, man werde in dieser Sache nichts überstürzen; gleichwohl sei äußerste Ordnung zu halten. Niemand aus dem Vorzimmer habe außerhalb des Hauses von der Eingabe zu reden. Die alten Bänder seien vollständig zu ziehen. Abweichungen im Lauf seien nicht zu glätten, sondern zu kennzeichnen. Jeder Griff in die Schränke sei in der Tagesliste zu vermerken. Es waren vernünftige Anweisungen. Eben deshalb ging von ihnen eine solche Drohung aus. Sobald in einem Haus wie diesem jeder Griff notiert wurde, war selbst die Unschuld nicht mehr leicht zu tragen.

Serada neigte nur den Kopf und hörte sich sagen, sie werde die beiden alten Bündel selbst sichten, damit kein ungeübtes Auge Reihen verwechsle. Der Vorsteher stimmte zu. Das war ihr erster gelungener Schutzgriff an diesem Morgen. Nicht, weil er die Gefahr minderte, sondern weil er ihr die Hand auf das Material ließ. Wären die Bündel ohne sie auf dem großen Tisch geöffnet worden, hätten drei Menschen zugleich darin gewühlt und vielleicht Verbindungen gesehen, die sich durch kluge Ordnung noch verlangsamen ließen. Nun bekam sie die Schachtel aus dem unteren Schrank selbst ausgehändigt.

Als sie die Bänder löste, hörte sie fast nichts mehr von dem, was ringsum gesprochen wurde. Federn kratzten. Jemand hustete. Ein Bote fragte nach einem Vorlasszettel. All das klang fern. Vor ihr lagen nun Eingangsvermerk, Randbemerkungen, Vortragslisten, Weitergabezeichen, kleine Nachträge in fremden Händen. Sie wusste sehr genau, wonach sie suchte, und ebenso genau, was sie nicht finden durfte. Nicht eine offene Lüge. Nicht eine ausradierte Stelle. Solche Dinge hätte sie nie gewagt. Es ging um etwas Feineres: um die Reihenfolge des Zugriffs, um die Frage, wer welches Blatt zuerst gesehen und wann weitergereicht hatte; um den kleinen Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Stau im Lauf und einer still geduldeten Verlängerung.

Sie hätte jetzt Taresca einweihen können. Nicht ganz, nicht mit dem Namen ihrer Familie, aber doch so weit, dass die ältere Frau begriff, weshalb besondere Vorsicht nötig war. Sie hätte auch den Vorsteher um ein enges, vertrauliches Gespräch bitten können. Vielleicht hätte gerade die halbe Offenheit mehr Rettung getragen als das, was sie stattdessen tat. Doch Serada verwechselte Würde mit Verschwiegenheit, wie sie es schon früher getan hatte. Sie begann, die Dinge zu teilen. Diesen kleinen Vermerk legte sie zu den gewöhnlichen Verzögerungen. Jene Randnotiz zog sie unter die anderen Sommerläufe. Einen Boten schickte sie mit der Bitte

um ein fehlendes Blatt aus der Nebenablage, ohne zu sagen, dass gerade dieses Blatt die heikelste Stunde trug. Was sie tat, war nicht Fälschung. Aber es war die Arbeit einer Frau, die Zeit gewinnen wollte, indem sie den Blick der anderen lenkte.

Gegen Mittag kam eine jüngere Schreiberin mit der Nachricht, dass der Empfehlungshinweis für das mögliche Mandat bereits aus der engeren Mappe genommen worden sei. Er liege nun nicht mehr unter dem roten, sondern unter dem weißen Band der späteren Sichtung. Die Jüngere sagte es fast mitleidig, als wäre das Weiß weniger hart als ein offenes Streichen. Serada dankte ihr mit ruhiger Stimme und fragte nur, ob der Wechsel schon in der Liste vermerkt sei. Die andere nickte. Serada wandte sich wieder den Papieren zu. Erst als die Schreiberin fort war, merkte sie, dass ihr Nagel so tief in die Innenfläche der Hand gedrückt hatte, dass ein roter Halbmond zurückblieb.

Der Verlust des Mandatshinweises war noch kein Sturz. Nicht einmal eine Niederlage, wenn man die Sache von außen besah. Nur Aufschub. Nur Zurückstellung. Doch in Belhanka wusste jeder, dass manches niemals zurückkehrte, wenn es erst einmal aus dem roten Band ins weiße wanderte. Eine Einladung, die auf den Folgetag vertagt wurde, konnte im nächsten Mond längst einem andern gelten. Ein Name, der eine Woche still lag, war oft schon aus den besseren Gesprächen gefallen. Serada wusste das besser als viele. Gerade deshalb traf es sie bis ins Mark. Nicht allein, weil Ehrgeiz in ihr lebte. Sondern weil sie zu gut verstand, wie geräuschlos sich Türen schlossen.

Zur sechsten Stunde bat der Vorsteher um einen ersten mündlichen Bericht. Serada trug vor, was sich ohne Gefahr sagen ließ: dass in den Sommerläufen mehrere allgemeine Verzögerungen zusammengekommen seien; dass die Vermerke nicht in offenem Widerspruch stünden, wohl aber im Vergleich sauber nachgezogen werden müssten; dass ein fehlendes Blatt aus

der Nebenablage erwartet werde; dass voreilige Folgerungen dem Haus mehr schaden als nützten. Alles daran war wahr. Und alles diente ihr zugleich als Nebel. Der Vorsteher hörte zu, stellte zwei kurze Fragen und befahl, die Sache bis zum siebten Tag still und ohne weiteres Gerede zu halten. Dann sah er sie einen Augenblick länger an, als ihm nötig gewesen wäre. Vielleicht bildete sie sich das nur ein. Vielleicht nicht.

Als sie an ihren Platz zurückkehrte, lag neben ihrem Tintenfass ein neuer kleiner Zettel. Kein Siegel. Keine Unterschrift. Nur die knappe Nachricht, dass ein Tribun am übernächsten Morgen die Vergleichsbögen selbst sehen wolle. Serada drehte den Streifen einmal zwischen den Fingern. Ganz gleich, wie sie die Reihen nun ordnete, wie behutsam sie Blätter voneinander trennte oder zusammenführte: die Sache würde nicht im Vorzimmer bleiben. Schon jetzt wuchs sie an ihr vorbei.

Und doch schwieg Serada weiter. Colmion würde nichts erfahren. Leomar am wenigsten. Alvéra schon gar nicht. Jeder Name, den sie in ihre Not hineinzog, konnte zum neuen Hebel gegen sie werden. So redete sie sich die Einsamkeit als Klugheit ein und machte sich damit verwundbarer, als es jede offene Bitte vermocht hätte.

Als der Nachmittag sank und das Licht schräg durch die hohen Fenster fiel, lagen die beiden alten Bündel noch immer vor ihr, nun dichter, ordentlicher, scheinbar harmloser. Wer sie so sah, hätte glauben können, die Sache werde sich im Fleiß einer tüchtigen Amtsperson schon glätten. Serada wusste es besser. Gerade dort, wo sie sich am sichersten geglaubt hatte, in Listen, Fristen, Läufen, Randvermerken und stillen Handgriffen, war ihr Schweigen zur größten Schwäche geworden. Sie hatte den Papieren ihr Leben lang vertraut, weil Papier nicht errötete, nicht kränkte, nicht begehrte. An diesem Tag aber blickten die Blätter



zu ihr auf wie Zeugen, die noch nicht sprechen konnten und es bald vielleicht doch tun würden.

---

Der späte Nachmittag lag in jenem flirrenden Schwebezustand über Belhanka, in dem das Licht schon weicher wurde und doch noch genug Schärfe behielt, um jede Kontur der Brücken, Balustraden und Wasserarme klar hervortreten zu lassen. An der Überfahrt nach Paradisela lag der schmale Landungssteg über dem stilleren Wasserarm, und auf dem Geländer saßen Möwen, die träge in das goldgrüne Wasser hinabsahen. Auf dem Wasser glitt ein niedriges Boot mit Rosenkörben dahin; der Duft stieg in süßen, kaum merklichen Wellen empor und mischte sich mit dem Geruch von warmem Stein, Wasserpflanzen und den letzten Spuren von Pech, die von den Landungsstellen herüberzogen. Auf halbem Weg war der Blick nach beiden Seiten offen. Gerade darum war dies kein Ort für lange Unterredungen. Zu viele Augen konnten aus Fenstern, aus Booten, von den Uferwegen her auftauchen, selbst wenn sich im ersten Augenblick niemand zeigte.

Serada ya Taldron hatte den Palast der Republik später verlassen, als sie gewollt hatte. Der Tag im Vorzimmer hatte ihr die Schultern steif und die Gedanken schwer gemacht. Die grauen Bänder der Vorprüfung, die kühle Förmlichkeit des Vorstehers, der zurückgestellte Hinweis auf das Mandat, das bald ihr hätte zufallen können, all das ging noch mit ihr wie ein zweiter Schatten. Sie trug den Mantel offen über dem hellen Kleid, weil die Wärme des Tages noch auf den Steinen lag, und hielt die Handschuhe in einer Hand, ohne es zu merken. Eigentlich hätte sie den längeren Weg nehmen sollen, den stilleren, der an den Seitenhöfen entlangführte. Stattdessen wählte sie die Überfahrt

am Landungssteg, vielleicht aus Hast, vielleicht weil der offene Blick sie für einen Augenblick von den engen Räumen des Palasts befreien sollte. Kaum hatte sie die Mitte erreicht, sah sie ihn.

Leomar di Serradal kam von der Seite Paradiselas herüber, den Mantel über eine Schulter geworfen, als sei er ungeduldig geworden und habe das Tuch nur darum mitgenommen, weil die Stunde es verlangte. Das dunkle Haar war vom Wind leicht aus der Ordnung gebracht, und an den Stiefeln haftete noch jener helle Staub, der an den Zugängen lag. Er ging nicht langsam. Erst als er Serada erkannte, nahm er den Schritt zurück, nicht viel, nur so weit, dass aus entschlossener Bewegung plötzlich ein Innehalten wurde. Für einen Herzschlag waren sie beide nichts als zwei Gestalten auf offenem Stein, vom Wasser und vom Licht umgeben. Dann kamen all die Dinge wieder zwischen sie, die seit jenem Morgen am Steg gewachsen waren: der Vorhof des Lyceums, Alvéras Hand an Seradas Arm, Leomars bitterer Abgang, die Vorprüfung im Palast, der alte Stolz in ihnen beiden, der jedes rettende Wort erstickte, ehe es die Lippen erreichte.

Serada hätte ausweichen können. Der Landungssteg war schmal, aber nicht so schmal, dass man nicht mit gesenktem Blick aneinander vorüberkam, wenn beide es gewollt hätten. Sie tat es nicht. Vielleicht weil die plötzliche Nähe ihr den Atem nahm. Vielleicht weil der Anblick seines Gesichts, das im letzten Licht härter und zugleich müder wirkte als im Vorhof, etwas in ihr aufriss, das sie den ganzen Tag hatte niederhalten müssen. Leomar blieb stehen. Ein paar Schritte trennten sie noch. Unter ihnen glitt das Wasser gegen einen Pfeiler und brach sich dort mit einem sanften Laut. Von fern rief ein Bootsführer nach einem Fahrgast. Sonst war nichts zu hören.

„Serada“, sagte Leomar.

Es war nur ihr Name. Kein Vorwurf. Kein Anspruch. Gerade darum tat er ihr mehr, als eine härtere Anrede vermocht hätte. Sie hob den Kopf, und für einen Augenblick sah sie in seinem Gesicht nicht den gekränkten Mann aus dem Vorhof, sondern den vom Morgen auf dem Seitensteg, den mit der rauen Wärme in der Stimme und dem Blick, der sie gebeten hatte zu kommen. Etwas in ihr machte einen Schritt auf ihn zu, ehe ihr Leib sich überhaupt bewegte. Es war keine Entscheidung. Nur ein unwillkürlicher Zug, geboren aus Erinnerung: seine Hand an ihrem Nacken, die Wärme seiner Brust, der Atem an ihrer Schläfe. Sie hasste es, wie rasch ihr Körper sich an Dinge erinnerte, die ihr Verstand verbieten wollte.

Leomar sah die kleine Bewegung. Sie war so gering, dass jeder andere sie übersehen hätte. Er nicht. Sofort trat etwas Weicheres in seine Haltung, und zugleich etwas Gefährliches. Hoffnung. „Ich wollte Euch nicht auflauern“, sagte er, und man hörte, dass es halb wahr und halb gelogen war. „Doch die Stadt ist klein, wenn zwei Menschen einander nicht aus dem Sinn gehen.“

Serada hätte an dieser Stelle beinahe die Wahrheit gesagt. Nicht die ganze, nicht den wahren Kern der Vorprüfung, nicht die Fristverschiebung und nicht Colmions Druck. Aber mehr als alles, was sie bisher gewagt hatte. Sie wollte schon sagen, dass er den Abend im Vorhof falsch gelesen habe, dass Alvéras Nähe kein Sieg über ihn gewesen sei und ihre Kälte nicht aus Verachtung stamme. Das Wort lag ihr fast auf der Zunge. Vielleicht sah man es ihr sogar an. Denn Leomar machte einen weiteren halben Schritt, langsam diesmal, als betrete er unsicheren Grund, den man nicht durch Hast verlieren dürfe.

„Dann sagt es jetzt“, bat er leise. „Nur einmal ohne Mauer zwischen uns.“

Wieder war es fast möglich.

Serada spürte plötzlich die Wärme des Steins unter den Sohlen, den Duft der Rosen vom Boot auf dem Wasser und zugleich den scharfen, nüchternen Geruch nach Sand, Tinte und Aktenstaub, der ihr aus dem Palast nachhing. Ohne Vorwarnung sah sie die Dinge, die gegen sie standen: den Zettel des Tribuns, den Vergleich der alten Läufe, das weiße Band an Stelle des roten, die vorbereitete Stelle im Familienregister. Und dann noch etwas: Auf dem Uferweg von Jardinata her bewegten sich zwei Gestalten auf den Landungssteg zu, noch entfernt, aber nicht so fern, dass sie unsichtbar geblieben wären, wenn sie hier länger standen. Vielleicht Boten. Vielleicht nur Bürger. Es genügte. In Belhanka musste man nicht erkannt werden, um erkannt zu sein. Ein Blick, ein falscher Abstand, eine zu lange Unterredung an offenem Ort konnten schon morgen an einem anderen Tisch eine Gestalt annehmen, die man selbst nicht mehr beherrschte.

Die Scham kam mit voller Gewalt. Nicht die Scham über ihn. Nicht einmal nur die über die Nacht. Es war die tiefere, härtere Scham eines Menschen, der fürchtet, dass die eigene Verwundbarkeit sichtbar wird, sobald er die Stimme senkt. Im selben Augenblick, da sie beinahe offen geworden wäre, zog sich alles in ihr zurück. Ihre Hand, die noch eben leicht gehoben gewesen war, senkte sich wieder. Ihr Mund, der ein weiches Wort hatte formen wollen, nahm die strenge Ruhe an, die ihr schon im Vorhof so schlecht gedient hatte. Sie hörte sich sprechen, ehe sie sich entschließen konnte, es nicht zu tun.

„Ich bin derzeit nicht frei zu reden“, sagte sie.

Leomar starrte sie an, als habe man ihm mitten im Schritt den Boden unter den Füßen ausgezogen. „Nicht frei“, wiederholte er. Diesmal lag keine Bitterkeit darin, zunächst jedenfalls nicht. Eher Ermattung. „Seid Ihr niemals frei, wenn ich vor Euch stehe?“

Serada schloss die Finger um die Handschuhe, bis das Leder knirschte. Jetzt hätte sie noch retten können, was eben verloren ging. Ein Satz. Nur einer. Dass sie beobachtet werde. Dass die Dinge enger geworden seien. Dass sie nicht hier stehen dürften. Doch jedes Wort, das Wahrheit trug, schien ihr zugleich schon ein Geständnis vor der ganzen Stadt zu sein. Also tat sie, was sie immer tat, wenn das Herz aufbrach und der Stolz die Oberhand gewann: Sie machte aus ihrem Schweigen eine Form.

„In einigen Tagen“, sagte sie, „mag sich eine passendere Stunde finden. Wenn Ihr etwas vorzutragen habt, lasst mir Nachricht über sichere Hand zukommen. Ich werde sehen, was sich einrichten lässt.“

Es war die Sprache eines Vorzimmers. Glatt, geordnet, unpersönlich bis zur Grausamkeit. Und gerade, weil Serada im Innern noch den Nachhall ihres beinahe ausgesprochenen Bekenntnisses spürte, traf sie die eigene Förmlichkeit wie ein Schlag. Leomar merkte es gewiss anders. Für ihn musste es aussehen, als habe sie den offenen Moment am Steg, den einen möglichen Schritt aus all dem Gerede hinaus, mit Absicht in kalte Ordnung gezwungen.

Er fuhr mit der Hand über den Molenstein, als suche er Halt in etwas Rauem. „Über sichere Hand“, sagte er. Nun war der bittere Klang wieder da. „Soll ich Euch schreiben wie ein Kaufmann an eine Amtsperson?“

„Es ist besser so.“

„Für wen?“

Die Frage kam rasch. Zu rasch. Und gerade deshalb ehrlich. Serada sah in seinem Gesicht den Trotz, die Müdigkeit, den verletzten Stolz, aber auch jenes beharrliche Verlangen, das nicht nur ihre Schönheit meinte, sondern die Möglichkeit, von ihr

gewählt zu werden. Eben dieses Verlangen war es, das sie am meisten rührte und am meisten erschreckte. Denn wenn sie ihm jetzt die halbe Wahrheit gab, würde sie nicht mehr so tun können, als ginge es bloß um Vorsicht. Dann müsste sie anerkennen, dass er ihr nahe war. Vielleicht zu nahe.

Die beiden Gestalten vom Uferweg kamen näher. Einer trug ein Bündel unter dem Arm, der andere einen schmalen Korb. Noch blickten sie nicht herauf. Aber bald würden sie es tun. Serada sah auch das und griff nach der erstbesten Rettung, die keine war. Sie zog einen kleinen, gefalteten Streifen aus dem Ärmel, auf dem sie sich am Mittag eine Frist notiert hatte, und reichte ihn Leomar hin. Auf dem Papier stand nur ein Datum für einen späteren Abend und darunter in knappen Worten, sie werde vielleicht nach Sonnenuntergang für kurze Zeit erreichbar sein, sofern keine dienstlichen Hindernisse einträten. Es war keine Einladung. Kaum mehr als eine geordnete Verschiebung.

„Nehmt dies“, sagte sie. „Mehr kann ich jetzt nicht geben.“

Leomar nahm den Streifen nicht sofort. Er sah erst sie an, dann das Papier, dann wieder sie. In seinen Augen stand für einen Moment etwas so Offenbares, dass Serada den Blick hätte senken müssen, wenn sie nicht gerade darum aufrecht geblieben wäre. Er hatte gespürt, dass zwischen ihnen für einen Atemzug etwas anderes möglich gewesen war. Eben deshalb war die kleine, ordentliche Nachricht in ihrer ausgestreckten Hand schlimmer als ein klares Nein.

Schließlich griff er danach. Seine Finger berührten ihre Fingerknöchel, und die Berührung war flüchtig. Doch sie fuhr Serada heiß bis in den Hals. Sie zog die Hand fast zu rasch zurück. Auch das musste er bemerken. Es lag zu viel Erinnerung zwischen ihrer Haut und dieser einen kleinen Bewegung. Leomar

entfaltete den Streifen nicht. Er hielt ihn nur zwischen zwei Fingern, als sei er zugleich kostbar und beleidigend.

„Mehr könnt Ihr nicht geben“, sagte er. „Oder mehr wollt Ihr nicht?“

Serada antwortete nicht sogleich. Unter ihnen glitt das Rosenboot weiter, und für einen Augenblick stieg der Duft so stark empor, dass ihr beinah schwindelte. Es war derselbe Duft, der ihr im Aktenraum schon die Gedanken verwirrt hatte, derselbe, der Leomar an jenes alte, belastete Versprechen band und sie beide auf eine Weise miteinander verknüpfte, die keiner von ihnen ganz verstand. Sie hätte jetzt nur sagen müssen, dass beides wahr sei: Sie könne nicht und wolle doch. Stattdessen legte sie die Maske wieder an.

„Ich habe gesagt, was ich sagen kann.“

Da war es wieder. Die Mauer. Diesmal dünner vielleicht als im Vorhof, aber gerade darum tückischer. Leomar sah sie lange an. Dann nickte er einmal, knapp, als habe er eine Rechnung anerkannt, die ihm ungerecht vorkam und doch nun in seinem Buch stand. „Dann werde ich warten“, sagte er. „Nicht weil Ihr es gut meint, Serada. Sondern weil ich töricht genug bin, an den Augenblick von eben zu glauben.“

Die Worte trafen sie bis tief unter das Herz, weil sie wahr waren. Er hatte den beinahe offenen Schritt bemerkt. Er benannte ihn nicht ganz, aber deutlich genug. Und indem er ihn aussprach, machte er ihn gefährlicher, als offener Streit es gewesen wäre. Denn nun stand nicht nur die Erinnerung an ihre Kälte zwischen ihnen, sondern auch die Gewissheit, dass sie selbst im Ansatz zur Wahrheit zurückgewichen war.

Die beiden Fußgänger betraten betraten den Landungssteg. Einer hob bereits den Blick. Serada trat beiseite, als wolle sie Leomar

Raum geben, an ihr vorüberzugehen. In Wahrheit floh sie vor dem nächsten Satz, der sie vielleicht doch noch verraten hätte. Leomar steckte den Papierstreifen ein, ohne ihn zu lesen. Das verletzte sie fast mehr, als wenn er ihn vor ihren Augen zerrissen hätte. Dann ging er an ihr vorbei. Nicht dicht. Nicht fern genug. Sein Mantel streifte ihren Ärmel, und in dieser kurzen Berührung lag der ganze Schaden der Szene: die Erinnerung, die Scham, das ungelebte Bekenntnis, die neuerliche Verschiebung.

Serada blieb noch einen Atemzug stehen und sah nicht zurück. Erst als seine Schritte auf dem Stein hinter ihr verklangen, setzte sie sich wieder in Bewegung. Die beiden Männer mit Korb und Bündel grüßten sie höflich, ohne Anzeichen, etwas bemerkt zu haben. Vielleicht hatten sie nichts gesehen. Vielleicht mehr, als ihr lieb sein konnte. Auf der anderen Seite des Wassers begann schon der Weg nach Jardinata, ruhig, geordnet, mit den vertrauten Mauern der Häuser. Serada ging ihn hinab, als sei nichts geschehen.

Doch in Wahrheit war genau hier etwas geschehen, das gefährlicher war als der offene Wortwechsel im Vorhof. Dort hatten Kränkung und Zorn gesprochen. Hier hatte sie für einen Augenblick die Wahrheit beinahe zugelassen und sie dann aus Scham in eine förmliche kleine Nachricht verwandelt. Ein offener Streit lässt sich in der Erinnerung leicht verurteilen. Ein beinahe gesagtes Bekenntnis aber, das im letzten Augenblick in Kälte umschlägt, frisst sich tiefer ein. Als Serada den ersten Schatten der Häuser betrat, wusste sie bereits, dass Leomar nicht nur ihren Aufschub mit sich trug, sondern auch die Gewissheit, dass sie zurückgewichen war, obwohl sie ihn einen Herzschlag lang hatte erreichen wollen. Eben darum würde der Anleger ihnen beiden länger nachhängen als jede lautere Szene.



Der Abend lag schwer und weich über Penumbra, als Serada ya Taldron zum zweiten Mal in dieser Woche das Haus Alvéra di Rhondrals betrat. Nicht das offene Lyceum war es diesmal mit seinen halb durchlässigen Gärten, den Lampen zwischen Säulen und den Blicken, die selbst im Lächeln noch maßen. Der Diener führte sie durch einen stilleren Seitenflur, an dessen Wänden schmale Wandteppiche mit Rosenlaub hingen, und öffnete ihr schließlich die Tür zu einem kleineren Raum, der nach innen lag und mehr verschloss, als er zeigte. Der Salon war nicht groß, doch jeder Gegenstand darin war mit einer Sorgfalt gesetzt, die aus Zurückhaltung eine Art von Macht machte. Über einem niedrigen Tisch aus dunklem Holz stand eine silberne Schale mit Wasser und schwimmenden Rosenblättern. An der Wand hing kein Spiegel, sondern ein altes Bild einer Barke auf nächtlichem Wasser. Zwei hohe Leuchter brannten ruhig, und aus einer Bronzekapsel stieg ein leiser Duft von weißem Harz und etwas Wärmerem empor, das Serada nicht gleich benennen konnte. Vielleicht war es gerade darum so wirksam. In diesem Raum schien nichts zufällig. Gerade deshalb wurde jedes kleine Zeichen schwer.

Serada blieb einen Augenblick nahe der Tür stehen. Die letzten Tage hatten sie müde gemacht, nicht mit jener dumpfen Mattigkeit eines schlecht geschlafenen Menschen, sondern mit der feinen inneren Erschöpfung, die sich einstellt, wenn jedes Wort bedacht, jeder Blick gewogen, jede Verzögerung im Kopf schon nach ihrem Preis befragt werden muss. Im Palast der Republik lag die Vorprüfung wie eine kalte Hand auf den alten Läufen. Im Haus der Taldron schwiegen die Flure nicht mehr ganz unschuldig. Am Landungssteg hatte sie Leomar eine kleine förmliche Nachricht gegeben und damit den einen offenen Augenblick in etwas so Karges verwandelt, dass ihr die Scham

noch immer im Leib nachhing. Nun also Alvéras Einladung. Sie hätte sie abschlagen können. Vielleicht sogar sollen. Doch nach den letzten Gerüchten, die im Umfeld des Lyceums bereits leiser und darum gefährlicher wurden, hatte der Gedanke an einen geordneten Schutzraum etwas Verführerisches angenommen.

Alvéra di Rhondral erhob sich nicht sogleich von der langen Ruhebank am Fenster. Sie saß halb im Licht, halb in dem milderen Schatten, den der Vorhang aus blasser Seide auf ihren roten Ärmel warf, und sah Serada mit jener Ruhe an, in der keine Hast wohnte und gerade darum alles nach Entscheidung aussah. Heute trug sie kein Festgewand, sondern ein dunkles Kleid von schlichterer Linie, dessen Stoff nur an den Rändern in feinen Goldfäden spielte. Das machte sie nicht kleiner. Es machte sie gefährlicher. Festliche Pracht konnte man als öffentliche Rolle lesen. Diese stille Kostbarkeit aber gehörte einer Frau, die nichts beweisen musste.

„Kommt näher“, sagte Alvéra. „Heute ist hier niemand, der Euch mustern soll.“

Serada ging zum Tisch, nahm aber nicht sogleich Platz. „In Belhanka“, erwiderte sie, „ist selbst ein leerer Raum selten ohne Zeugen.“

Alvéra lächelte darüber, ohne Spott. „Gewiss. Doch manche Zeugen gehorchen einem Wink, andere nicht. Das ist ein Unterschied.“ Mit einer Hand deutete sie auf den Sitz gegenüber. Diesmal nicht an ihrer Seite. Gegenüber. Schon diese kleine Rücksicht war eine Kunst. Sie gewährte Serada Abstand und ließ den Abstand zugleich wie eine eigens geschaffene Wohltat erscheinen. Serada setzte sich. Zwischen ihnen lag nur der niedrige Tisch mit der Silberschale und zwei flachen Bechern aus grünlichem Glas.

Eine Dienerin brachte verdünnten Wein, Mandeln in Honig und eine kleine, sorgsam gefaltete Mappe aus hellem Pergament. Nicht rot wie im Haus der Taldron, nicht grau wie im Vorzimmer des Palasts. Nur hell, glatt und mit einem schmalen, goldenen Faden geschlossen. Als die Dienerin ging, legte Alvéra die Fingerspitzen auf die Mappe, als streiche sie ein Tier, das sie bereits gezähmt habe.

„Man redet“, sagte sie. „Nicht laut. Noch nicht auf die plumpe Weise, die den Markt zufriedenstellt. Aber in den feineren Häusern liebt man die halbe Andeutung, weil sie mehr Macht verleiht als ein ganzer Vorwurf. Euer Name ist gefallen. Meiner ebenfalls. Seiner erst recht.“

Sie sprach Leomars Namen nicht aus. Das war Absicht. Serada spürte, wie sich in ihr augenblicklich alles straffte. „Wer redet?“ fragte sie.

„Wer immer gerade zwei freie Lippen hat und glaubt, damit etwas kaufen zu können.“ Alvéra nahm den Becher nicht in die Hand. „Eine junge Frau, die im Vorhof etwas gesehen haben will. Ein Advokat, der sich nach Eurem Mandat erkundigt hat und die Antwort nicht mochte. Zwei Damen, die gestern im Garten einen zu mitleidigen Ton anschlugen, als sie von Eurer Müdigkeit sprachen. Dazu die üblichen Männer, die Nähe nur dann dulden, wenn sie selber den Schlüssel zur Tür halten.“

Serada hätte aufstehen mögen. Nicht weil Alvéra log. Sondern, weil jede zutreffende Benennung ihr das Gefühl gab, schon weiter in fremden Händen zu sein, als sie ertragen konnte. Doch sie blieb sitzen und fragte mit erzwungener Ruhe, weshalb Alvéra ihr dies nun so offen sage.

„Weil ich Euch nicht dem Zufall überlassen will“, erwiderte Alvéra. „Und weil ich es nicht dulde, dass man etwas, das in meinem Kreis geschieht, nach der Laune anderer zurechtrückt.“

Da lag es wieder, das Doppelte, das Serada inzwischen an Alvéra kannte und fürchtete. Schutz und Aneignung. Fürsorge und Markierung. Sie hätte widersprechen sollen. Sagen, dass sie nichts sei, das in einem fremden Kreis gehöre. Stattdessen schwieg sie einen Atemzug zu lang, weil der erste Teil des Satzes sie stärker traf als der zweite. Nicht dem Zufall überlassen. Es war ein Satz, der mehr Zärtlichkeit trug, als Serada von Alvéra hören wollte, und mehr Besitz, als sie hinnehmen durfte.

Serada senkte den Blick auf die helle Mappe. „Was ist das?“ fragte sie.

„Eine sichtbare Freundlichkeit“, sagte Alvéra. „Und eine kleine Wand gegen das, was sich draußen schon an den Fenstern sammelt.“ Sie zog den goldenen Faden auf und schob aus der Mappe ein einzelnes Blatt hervor. Es war kein amtliches Schreiben. Gerade dadurch war es wirksamer. In geschmeidiger Hand stand dort, dass Serada ya Taldron in den kommenden Tagen dem engeren Kreis des Hauses Rhondral zur stillen Beratung und Unterstützung verbunden sei und ihre Gegenwart in bestimmten Räumen des Lyceums sowie in einem der Nebenhäuser ausdrücklich gewünscht werde. Dazu ein Zusatz, dass jeder, der über ihre Person leichthin rede, damit nicht bloß eine einzelne Frau, sondern den guten Namen eines Hauses berühre, das seine Gäste zu schützen wisse.

Serada las den Wortlaut zweimal. Es war kein Schutzbrief im groben Sinn. Kein offenes Schild. Viel eher eine Einladung, die gerade durch ihre Sichtbarkeit Deckung versprach. Wer diesen Satz sah, musste annehmen, dass Alvéra sie zog, förderte, vielleicht auch prüfte. Die Gerüchte würden nicht verstummen.

Aber sie würden ihre Richtung ändern. Statt aus dem Vorhof eines Lyceums heraus nach bloßer Scham oder unziemlicher Jagd zu riechen, würden sie nun an Patronage denken, an Empfehlung, an geordnete Nähe. An etwas, das man nicht offen bespucken durfte, solange man nicht zugleich ein einflussreiches Haus reizen wollte.

„Ihr bietet mir Euren Namen an“, sagte Serada langsam.

„Für eine Weile“, erwiderte Alvéra. „Bis die Luft sich anders stellt. Bis Euer Mandat wieder in Gesprächen auftauchen kann, ohne gleich an den falschen Mund zu geraten. Bis gewisse Menschen lernen, dass man Euch nicht im Vorhof behandelt wie eine Dienerin, die man vor Zeugen zur Rede stellt.“

Beim letzten Satz lag keine Wärme mehr in ihrer Stimme. Serada merkte, wie scharf Alvéra den Vorfall noch immer in sich trug. Vielleicht aus Schutz. Vielleicht aus Eitelkeit. Vielleicht aus beidem. Gerade diese Undurchsichtigkeit machte sie so schwer zu lesen. Serada hätte sagen können, dass Leomar zwar Unrecht getan, aber nicht alles falsch gesehen habe. Sie hätte zugeben können, dass ihr eigener Anteil an dem Elend nicht klein sei. Sie tat es nicht. Sie hörte sich nur fragen, was ein solcher Schutz kostete.

Alvéra nahm nun endlich den Becher in die Hand, trank einen kleinen Schluck und antwortete erst dann. „Nicht Euer Geld. Auch nicht Euren Dank. Dank ist eine billige Münze. Ich verlange von Euch nur, dass Ihr Euch in den nächsten Tagen sichtbar an den Orten zeigt, die ich wähle, und dort nicht so tut, als hättet Ihr Euch verirrt. Ihr sollt nicht fliehen, wenn ich Euch anspreche. Ihr sollt nicht jedes Wort von mir behandeln, als trüge es Gift. Vor allem aber sollt Ihr Abstand halten zu dem, was die Leute am liebsten sehen würden: ein weiteres unordentliches Zusammentreffen mit dem Mann aus dem Hafen.“

Da war der Preis. Nicht hoch ausgesprochen. Dennoch deutlich. Serada fühlte, wie die Haut an ihrem Nacken heiß wurde. Abstand halten. Geordnete Distanz. Genau das hatte sie sich am Steg selbst schon eingeredet. Wenn Leomar und sie einander nicht mehr an falschen Orten begegneten, wenn seine Bitterkeit nicht wieder vor Zeugen aufloderte, wenn die Stadt statt eines zerrissenen Dreiecks nur Alvéras Schutz sah, mochte sich manches beruhigen. Vielleicht gewann das Mandat Zeit. Vielleicht kam Colmion nicht so rasch auf neue Gedanken. Vielleicht fiel selbst die Vorprüfung nicht gleich mit allem zusammen, was man ihr zusätzlich anhängen konnte.

Sie hasste, wie vernünftig das klang.

„Ihr verlangt nicht wenig“, sagte sie.

„Nein“, gab Alvéra ruhig zurück. „Ich gebe aber auch nicht wenig.“ Dann legte sie die Hand flach auf das Blatt. „Seht mich an, Serada. Ihr seid müde. Ihr kämpft an zu vielen Fronten, und Ihr tut es mit einer Würde, die Euch eines Tages das Rückgrat brechen wird, wenn niemand sie von außen stützt. Ich kann Euch Raum schaffen. Nicht Reinheit. Die hat niemand mehr. Aber Raum.“

Es war vielleicht der klügste Satz des Abends, gerade weil er nicht zu viel versprach. Kein Freispruch. Kein Wunder. Nur Raum. In Belhanka konnte Raum schon mehr wert sein als Gnade. Serada sah die helle Mappe an, den Goldfaden, das sauber gezogene Blatt. Alles daran schrie nach Sichtbarkeit. Nichts daran war heimlich. Eben das machte den Schutz so wirksam und so gefährlich. Wer unter Alvéras Hand stand, war nicht verborgen. Man war geborgen und zugleich gekennzeichnet.

„Und wenn ich ablehne?“ fragte sie.

Alvéra lächelte nicht. „Dann lasse ich Euch dennoch nicht sofort fallen. Aber andere würden den Verzicht anders lesen als ich. Sie würden sagen, Ihr entzieht Euch gutem Rat, weil Ihr an einer Verstrickung hängt, die Euch mehr wert ist als Euer eigener Name. Und sie würden damit nicht einmal ganz unrecht haben.“

Die letzte Wendung traf Serada wie eine Ohrfeige, gerade weil sie mit milder Stimme gegeben wurde. Für einen Augenblick schoss ihr ein harter Widerspruch in den Mund. Sie wollte sagen, dass Alvéra sich zu viel herausnehme. Dass ihr Name nicht zum Lehrstück fremder Klugheit taue. Doch zugleich sah sie Leomars Gesicht am Wasser, den ungeöffneten Streifen in seiner Hand, den beinahe offenen Augenblick, aus dem sie geflohen war. War sie nicht tatsächlich an etwas verstrickt, das ihr mehr wert geworden war, als es vernünftig sein konnte? Diese Frage machte ihren Zorn stumpf.

Alvéra stand nun auf und trat zum Fenster, wo der Vorhang leicht im Abendzug schwang. Von draußen war nur gedämpftes Wasserrauschen zu hören. „Ihr müsst nicht aus Liebe zu mir zustimmen“, sagte sie, ohne sich umzuwenden. „Auch nicht aus Dank. Tut es aus Kälte, wenn Ihr wollt. Aus Klugheit. Aus Überdruß gegen das Gerede. Mir ist nur wichtig, dass Ihr nicht dem nächsten falschen Augenblick geopfert werdet.“ Dann wandte sie den Kopf halb zurück. „Und dass Ihr begreift, dass Schutz nicht immer nur Fessel ist.“

Serada schwieg lange. Sie wusste, dass gerade dieses Schweigen schon eine Antwort war. Hätte sie das Angebot wirklich abwehren wollen, hätte sie längst schärfer gesprochen. Stattdessen rechnete sie mit Einladungslisten, mit Blicken im Lyceum, mit dem weißen Band in der Mappe des Vorzimmers, mit Colmions Druck, mit Leomars Neigung, im falschen Augenblick das Rechte zu wollen und gerade darum das Falsche zu tun. Geordnete Distanz. Sichtbarer Schutz. Eine Weile der

Stille. Es klang nach einer Zwischenlösung, nicht nach Verrat. Gerade das machte es so verführerisch.

Schließlich hob sie die Hand und zog die helle Mappe zu sich heran. Nicht hastig. Nicht gierig. Nur mit jener langsamen Bewegung, in der Zustimmung sich noch wie Prüfung ausnehmen kann. „Für kurze Zeit“, sagte sie. „Und nur, solange es die Unruhe wirklich dämpft.“

Alvéra antwortete nicht sogleich. Als sie wieder an den Tisch trat, lag in ihrem Blick Wärme, ja, aber auch jenes stille Triumphgefühl, das selbst eine gute Tat vergiften kann. Sie legte Serada nicht die Hand auf den Arm. Sie umarmte sie nicht. Sie tat etwas Klügeres. Sie nahm aus der Mappe ein zweites, kleineres Blatt hervor, auf dem nur drei Namen und zwei kommende Abende verzeichnet waren. „Dann beginnt es bereits morgen“, sagte sie. „Ihr werdet neben mir sitzen, aber nicht zu nah. Ihr werdet mit Lucenna sprechen und mit der alten Campora des Nordhauses. Nicht länger als nötig. Gerade lang genug. Und wenn jemand nach dem Vorhof fragt, lächelt Ihr, als verstündet Ihr die Grobheit der Frage nicht.“

Wieder diese Kunst: Schutz als Anleitung, Anleitung als sanfte Herrschaft. Serada nahm das zweite Blatt ebenfalls. In ihr regte sich Widerstand. Doch zugleich spürte sie, wie sehr sie sich nach einer fremden Ordnung sehnte, die die eigene Last auch nur für einige Tage trüge. Vielleicht war genau darin Alvéras größte Macht beschlossen. Sie erkannte den Augenblick, in dem eine erschöpfte Seele den angebotenen Rahmen nicht mehr bloß für Bevormundung, sondern für Erleichterung hält.

„Und Leomar?“ fragte Serada, ehe sie es verhindern konnte.

Zum ersten Mal an diesem Abend veränderte sich Alvéras Gesicht deutlicher. Nicht viel. Nur ein feiner Zug um den Mund.



„Mit ihm“, sagte sie, „wird Abstand Euch eher nützen als schaden. Wer im Zorn vor Zeugen spricht, liebt selten so klug, wie er selbst glaubt.“

Serada hätte widersprechen mögen. Leomar hatte nicht klug geliebt. Aber eben darum hatte etwas in ihm Wahrheit getragen. Doch das zu sagen hätte bedeutet, ihn gegen Alvéra zu verteidigen, in dem Augenblick, da sie eben deren Schutz annahm. Also schwieg sie wieder. Das Schweigen war diesmal nicht nur Stolz. Es war schon Teil der Vereinbarung.

Als sie wenig später den Salon verließ, trug sie die helle Mappe unter dem Arm wie etwas, das zugleich Erleichterung und Last bedeutete. Im Flur brannten die Lampen tiefer als bei ihrer Ankunft, und draußen über Penumbra war die Nacht ganz hereingesunken. Serada schritt langsamer als sonst, nicht weil sie unsicher auf den Füßen gewesen wäre, sondern weil die Entscheidung in ihr erst jetzt ihr volles Gewicht bekam. Sie hatte kein Bündnis unterschrieben. Kein Gelöbnis gesprochen. Und doch war etwas festgelegt worden. Sie würde sich sichtbar unter Alvéras Schutz stellen. Sie würde Leomar meiden, soweit es in ihrer Macht stand. Sie würde hoffen, dass geordnete Distanz das Gerede beschwichtige, das Begehren zähme, die Vorprüfung nicht weiter mit anderem Unheil verknüpfe.

Es war eine stille, scheinbar vernünftige Wahl. Eben darum war sie so gefährlich. Denn in dem Maß, in dem Alvéras Schutz sie deckte, schrieb er das Dreieck fester in die Augen der Stadt. Und in dem Maß, in dem Serada Abstand für Heilung hielt, bereitete sie den Boden für die nächste, größere Fehllektüre. Als die Haustür sich hinter ihr schloss und der Nachtwind vom Wasser heraufkam, wusste sie nur, dass sie für einen Augenblick leichter atmete. Nicht, dass gerade diese Erleichterung der erste Schritt in eine noch engere Verstrickung war.

---

Die Nacht stand schwer über dem Hafen, und in den Wohnräumen über Leomar di Serradals Kontor war die Wärme des Tages noch immer in Balken, Wänden und Dielen gefangen. Durch die halb geöffnete Ladeluke drang das dumpfe Schlagen des Wassers gegen die Pfähle herauf, dazu das ferne Rufen eines späten Kahnführers und das metallene Klirren einer Kette, die unten am Kai über Stein gezogen wurde. Der Raum selbst war weder reich noch dürftig. Ein breites Bett stand unter dem kleinen Fenster zur Wasserseite, daneben ein Tisch aus dunklem Holz mit Tintenfass, Sandstreuer, Federmesser und drei sauber geschnittenen Bögen Pergament. An der Wand hing ein Mantel, darunter ein Gürtel mit Schlüsseln und Siegelmarke. Ein einzelner Leuchter brannte auf dem Tisch, das Wachs bereits tief herabgelaufen, als habe die Flamme länger gewacht als der Mann, dem sie dienen sollte. Leomar hatte den Rock abgelegt und trug nur das lockere Hemd, dessen Kragen offenstand. Das Haar war ihm in die Stirn gefallen, als habe er im Dunkeln mehrmals mit der Hand hindurchgefahren, ohne es zu merken. Seit seiner Rückkehr vom Kontor hatte er nichts geordnet, nichts abgerechnet, nichts beendet. Der Schadensvermerk über hundertachtzig Dukaten lag unten in der Mappe, die Antwort des Geldgebers auf die jüngste Nachfrage nach Sicherheit ebenfalls, und beides war ihm in den Raum gefolgt wie ein übler Gast.

Er hatte den ersten Becher Wein zu rasch getrunken und den zweiten kaum angerührt. Nicht der Wein fehlte ihm, sondern jene eine Gewissheit, nach der er seit Tagen griff und die ihm immer im falschen Augenblick entglitt. Im Vorhof des Lyceums war Serada ihm entglitten, weil seine Kränkung lauter geworden war als seine Sehnsucht. Am Landungssteg war sie ihm entglitten,

obwohl sie ihm einen Herzschlag lang so nah gewesen war, dass er meinte, nur noch die Hand ausstrecken zu müssen. Er wusste nun, dass sie zurückgewichen war, obwohl sie ihn fast erreicht hatte. Gerade diese Erkenntnis machte alles schlimmer. Ein klares Nein hätte er hassen und vielleicht ertragen können. Das Beinahe fraß an ihm wie ein feiner Dorn, den man nicht greifen konnte, ohne ihn tiefer in die Haut zu treiben.

Lange stand er am Fenster und sah hinab auf die schwarzen Wasserflächen zwischen den Anlegepfählen. Unten zog ein Nachtboot mit verhängter Laterne vorbei, kaum mehr als ein dunkler Strich, und für einen Augenblick spiegelte sich das Licht seines eigenen Leuchters im Glas so, dass es aussah, als brenne draußen noch eine zweite, kleinere Flamme im Strom. Leomar dachte daran, dass er Dario nicht geschrieben hatte. Er dachte an den Schreiber der Freigabestelle, dessen Namen er noch immer nicht kannte, und an den Geldgeber, der seit dem Vortag eine Antwort erwartete. Er dachte an Ferrandos kühle Stimme, an die Rangtafel mit dem dritten Aufruf und an Beljans verstörten Blick. All dies hätte einen vernünftigen Mann zur Feder treiben sollen. Doch Leomar wandte sich nicht der Sache zu, die ihn Geld und Boden kosten konnte. Er setzte sich an den Tisch und zog den ersten Bogen zu sich heran.

Er schrieb Seradas Namen langsam, nicht weil ihm die Hand zitterte, sondern weil der bloße Anblick dieser Buchstaben ihn in einen anderen Zustand versetzte als jede Rechnung. Serada ya Taldron. Schon die Form ihres Namens auf hellem Pergament trug etwas von der Distanz, die er hasste, und von der Würde, die ihn gerade darum anzog. Er hielt die Feder einen Atemzug zu lang über dem Blatt, ehe er fortfuhr. Zuerst schrieb er kalt. Er schrieb, sie habe ihn vor Zeugen behandelt, als sei er ein lästiger Antragsteller und nicht der Mann, den sie in einer Nacht näher an sich gelassen habe als jeden andern. Er schrieb, er werde sich

nicht länger mit halben Stunden, späteren Nachrichten und ordentlichen Verschiebungen abspeisen lassen. Er schrieb, ihre Förmlichkeit sei nichts als Feigheit in besserem Gewand.

Dann hielt er inne. Die Worte lagen schwarz und scharf auf dem Pergament. Sie waren nicht ganz falsch. Eben darum waren sie schwer anzusehen. Denn zwischen jeder Zeile stand etwas, das er nicht geschrieben hatte: dass er sie vermisste, dass er das fast gesagte Wort am Landungssteg nicht aus dem Sinn bekam, dass seine Wut nur die schlechte Hülle für eine Erniedrigung war, die er nicht tragen konnte. Er las den Anfang noch einmal und strich mit der Fingerkuppe über die frische Tinte, ohne sie zu verwischen. Dann nahm er das Blatt mit beiden Händen und zerriss es einmal, noch einmal, so lange, bis die Streifen klein genug waren, dass sie wie tote Schilfstücke im Abfallnapf lagen.

Der zweite Versuch wurde milder. Er schrieb, er bitte um Verzeihung für den Vorhof. Er habe dort im falschen Augenblick das Falsche gesagt und bitte nur um eine Stunde, in der sie miteinander reden könnten, ehe andere ihre Angelegenheit weiter zerredeten. Er schrieb, er wisse nun, dass sie nicht ohne Grund gezögert habe. Er wolle nicht länger gegen Wände laufen, wenn eine Tür noch offenstehe. Fast am Ende stockte seine Hand. Was sollte er hinzufügen? Dass er sie beehrte? Das wusste sie. Dass er sie achten wollte? Das klang zu dünn. Dass er sich nach einem Zeichen sehnte, klar und ohne alle Winkelzüge? Das war wahr, aber zu nackt. Er setzte die Feder ab und lehnte sich zurück.

Draußen schlug unten am Kai eine Tür. Irgendjemand lachte kurz, grob und müde. Leomar hörte das alles, als käme es aus weiter Ferne. Seine Augen blieben auf dem halb gefüllten Blatt. Es war der bessere Brief. Er hätte vielleicht etwas ausrichten können. Gerade deshalb wagte er nicht, ihn zu senden. Wenn sie schwieg, nachdem er so geschrieben hatte, wäre aus der bisherigen Unsicherheit Gewissheit geworden. Noch schlimmer:

Wenn der Brief in fremde Hände geriet, lag darin genug nackte Wahrheit, um ihn zum Narren und sie zur Beute des Geredes zu machen. Leomar fluchte leise, nicht laut genug, dass es ein Mann unten am Kai hören konnte, aber mit jener dumpfen Kraft, die mehr gegen das eigene Herz als gegen die Welt gerichtet ist. Dann faltete er den Bogen nicht einmal. Er schob ihn unter das Federmesser, als wolle er ihn für später festhalten, und wusste doch schon in demselben Augenblick, dass später oft nur ein anderer Name für niemals war.

Der dritte Bogen gehörte dem Geldgeber. Das wusste er. Das Pergament lag da, das Wachs stand bereit, die Antwort war überfällig. Das Haus, das seine laufende Linie trug, hatte eine sachliche Nachfrage geschickt: wegen der Verzögerung mit dem Haus Rhondral, wegen der Ausgleichszahlung, wegen der Gerüchte um zwei alte Hafenfreigaben, die neuerdings in halber Stimme wieder genannt wurden. Es war noch keine Drohung. Nur eine Mahnung, sich zu erklären, ehe man erklärt wurde. Wer am Hafen Geschäfte führte, durfte auf solche Schreiben nicht warten lassen. Gerade deshalb hasste Leomar den zweiten Bogen beinahe mehr als den ersten. Das Pergament roch nach kalter Vernunft.

Er begann mit der Anrede des Hauses, nannte die übliche Ehrerbietung und kam dann schon in der dritten Zeile ins Stocken. Sollte er den Vorfall mit Rhondral als bloßen Unterschied in der Reihenfolge ausgeben? Zu dünn. Sollte er von einer augenblicklichen Überlastung am frühen Steg schreiben? Nachprüfbar. Sollte er den Schaden kleinreden und zugleich rasche Tilgung zusagen? Das setzte Barmittel voraus, die er eben nicht flüssig hatte. Und über allem hing Darios Andeutung wie ein Messer in der Luft. Wenn die alten Dinge wirklich wieder aufgerührt wurden, war jede zu glatte Versicherung gefährlicher

als Schweigen. Leomar schrieb drei Sätze, strich zwei davon wieder, setzte einen vierten an und brach mitten im Wort ab.

Sein Blick fiel auf den ersten Brief an Serada, der ungesendet unter dem Messer lag. Auf einmal schien ihm der zweite Bogen kalt und fremd. Er stand auf, ging zwei Schritte, kehrte zum Tisch zurück und setzte sich wieder. So verstrich beinahe eine Viertelstunde, ohne dass auf einem der beiden Blätter mehr stand als zuvor. Schließlich schrieb er an den Geldgeber nur eine einzige Zeile, dass eine ausführliche Antwort am folgenden Abend erfolgen werde, sobald die betreffenden Nachweise gesammelt seien. Es war keine Lüge. Aber es war auch keine Antwort. Er sah den Satz an und wusste, dass er einem sorgsamem Haus gerade dadurch missfallen musste. Wer Zeit verlangte, ohne zugleich Sicherheit zu geben, bekannte Mangel. Trotzdem setzte er nicht mehr hinzu. Er legte die Feder beiseite, streute Sand über die dürftige Zeile und schob auch dieses Blatt von sich, ohne es zu falten oder zu siegeln.

Nun lagen zwei Briefe auf dem Tisch, beide unvollendet in ihrem eigenen Sinn. Der eine sagte zu viel und konnte nicht fort. Der andere sagte zu wenig und durfte darum nicht fort. Leomar stützte die Ellenbogen auf die Tischkante und hielt den Kopf einen Augenblick in den Händen. Zum ersten Mal an diesem Abend ließ er die Müdigkeit zu, die sich seit Tagen nur hinter Trotz und Hast verborgen hatte. Er war nicht dumm. Er wusste sehr genau, was er tat. Jedes liegen gelassene Blatt kostete. Der Brief an Serada kostete die Möglichkeit, sein eigenes Unrecht vor dem nächsten Missverständnis wenigstens zu benennen. Das Schreiben an den Geldgeber kostete Vertrauen, das am Hafen langsamer wuchs als eine Weinrebe und rascher verdarb als offener Fisch in der Sonne. Und doch brachte er es nicht über sich, eines von beiden aus dem Haus zu geben.

Die Flamme des Leuchters knisterte leise und warf einen schmalen Wachsfasen über den Rand. Leomar nahm den Brief an Serada noch einmal in die Hand. Jetzt, da die Tinte trocken war, wirkte der Text kälter, als er ihn empfunden hatte. Er las die Zeile, in der von einer Stunde die Rede war, bevor andere ihre Angelegenheit weiter zerredeten. Angelegenheit. Schon das Wort war zu glatt. Was zwischen ihnen lebte, war keine Angelegenheit. Es war ein verworrener Knoten aus Begehren, Stolz, Scham und jenem Hunger nach Anerkennung, den er sich nie gern eingestanden hatte. Er sah auf die Zeilen und begriff plötzlich, dass selbst der bessere Brief sie vielleicht nicht erreicht hätte. Nicht, weil der Bote schlecht gewesen wäre. Sondern weil alles zwischen ihnen inzwischen nicht mehr an Worten allein hing. Jeder Satz, der bei ihr ankam, musste sich durch Vorzimmer, Familienflure, Schutzkreise und die Augen der Stadt hindurchzwängen. Vielleicht war das der wahre Grund, warum er nicht siegelte. Nicht Feigheit allein. Auch die Ahnung, dass Schreiben längst gegen mächtigere Dinge antrat.

Dennoch blieb das Unterlassen sein Werk. Er steckte den Brief nicht in ein Behältnis, rief keinen Boten, gab Beljan keinen Wink. Der Zettel an den Geldgeber blieb ebenfalls liegen, nur mit Sand bestäubt, dürrig und halbfertig. Als die Nacht tiefer wurde, hörte man unten nur noch selten Schritte. Das Wasser schlug schwerer gegen die Pfähle, als zöge die Flut heimlich an ihnen. Leomar löschte den Leuchter nicht sofort. Er saß noch lange am Tisch, die beiden Briefe vor sich, als könnten sie sich von selbst entscheiden. Schließlich nahm er den kurzen Vermerk an den Geldgeber, faltete ihn halb und schob ihn dann doch wieder unter das Tintenfass, statt ihn zu siegeln. Den Brief an Serada legte er in die Lade rechts vom Tisch, nicht tief, nur unter zwei harmlose Rechnungen, als müsse er sich selbst die Möglichkeit einer Sendung für den Morgen offenhalten. Aber noch bevor er die Lade schloss, wusste er, dass auch der Morgen keine größere

Tapferkeit in ihn legen würde, solange nichts in ihm selbst geklärt war.

Als er endlich das Licht löschte, blieb die Dunkelheit nicht freundlich. Sie war warm, schwer und roch nach Wachs, Weinrest und Hafenluft. Leomar legte sich aufs Bett, ohne sich ganz zu entkleiden, und hörte das Wasser unter dem Fenster, bis sein Zorn sich in stumpfe Mattigkeit verwandelte. Doch auch diese Mattigkeit schenkte keinen Frieden. In derselben Stunde, in der er hätte schreiben, erklären, sichern und vielleicht retten können, hatte er zwei Blätter in seinem Zimmer festgehalten und damit Fristen verstreichen lassen, die sich morgen schon anders gegen ihn wenden mochten. Nicht die gesprochenen Worte allein richteten Schaden an. Bisweilen waren es gerade die nie gesandten, die einem Mann am teuersten kamen.

---

Am nächsten Morgen lag über dem Haus der Taldron jene stille, helle Strenge, die in alten patrizischen Familien mehr nach Gericht als nach Geborgenheit roch. Das Licht fiel durch die hohen Fenster des inneren Ganges in langen, bleichen Bahnen auf den Steinboden, und jeder Schritt klang darin schärfer, als er in einem freundlicheren Haus geklungen hätte. Aus dem Hof herauf drang das feine Plätschern des Brunnens, dazu das gelegentliche Schlagen eines Eimers gegen den Rand und das leise Murmeln zweier Mägde, die unten am Waschstein standen. Sonst war es still. Gerade diese Stille machte Serada ya Taldron misstrauisch. In einem Haus, das Schulden, Namen und Hoffnungen unter demselben Dach barg, war Schweigen selten Frieden. Meist war es Vorbereitung.



Sie hatte kaum geschlafen. Nicht, weil der Körper ihr Ruhe verweigert hätte, sondern weil der Geist nicht aufhören wollte, dieselben Dinge in immer neuen Reihen aneinanderzulegen: die grauen Bänder im Vorzimmer des Palasts, den zurückgestellten Hinweis auf das Mandat, Alvéras helle Mappe mit dem goldenen Faden, die Anweisung zu sichtbarer Nähe und geordneter Distanz, Leomars Blick auf das Wasser, der für einen Herzschlag Hoffnung getragen hatte und dann wieder in Verletzung umgeschlagen war. Es war, als führe ihr ganzes Leben inzwischen in getrennten Gängen aneinander vorbei und stoße doch überall gegeneinander. Als sie aus ihrer Kammer trat, wusste sie bereits, dass dieser Morgen keine Gnade bringen würde.

Die Dienerin, die ihr gewöhnlich den ersten Trunk brachte, sagte nur, Herr Colmion bitte in das kleine Beratungszimmer zur Hofseite. Nicht später. Nicht nach dem Frühstück. Sogleich. Serada nickte, als bedeute ihr das nichts. Doch schon auf dem Weg dorthin spürte sie, wie sich ihr Nacken spannte. Das kleine Beratungszimmer war jener Raum, in dem die Familie Dinge besprach, die nicht in den Speisesaal gehörten und auch nicht vor den Schreibern gesagt werden sollten. Dort lagerten Vertragsabschriften, Heiratsangebote, Vergleichsbögen, Schuldvermerke und jene Art von Einladungen, bei denen ein Nein teurer werden konnte als ein Ja. Wer dorthin gerufen wurde, sollte sich nicht einbilden, man begehre bloß ein unverbindliches Wort.

Colmion ya Taldron wartete bereits. Er stand nicht am Fenster wie beim letzten Mal, sondern am Tisch selbst, beide Hände auf die Lehne des einzigen freien Stuhls gelegt, als wolle er schon vor Beginn des Gesprächs bestimmen, wo sie zu sitzen habe. Neben ihm lag eine flache Kassette aus dunklem Holz, dazu zwei gerollte Pergamente und ein kleines Familienregister, das nicht das große Hauptbuch war, sondern jenes schmalere Verzeichnis, in dem

Vorabreden, Vormerkungen und mündliche Bindungen ihren ersten stillen Ort fanden. Serada erkannte es sofort und hätte im selben Augenblick wieder gehen mögen. Doch sie trat ein, schloss die Tür hinter sich und blieb stehen, statt den Stuhl zu nehmen.

„Setz dich“, sagte Colmion.

Sie tat es nicht. „Wenn du mir etwas mitzuteilen hast, kannst du es auch einer Stehenden sagen.“

Ein feiner Schatten ging über sein Gesicht. Nicht Zorn. Eher das matte Missfallen eines Mannes, der Gehorsam erwartet und Widerstand stets zuerst als Unbequemlichkeit wahrnimmt, noch bevor er ihn als Gefahr erkennt. „Wie du willst“, sagte er. „Dann spare ich den Umweg. Die Sache ist weit genug gediehen. Heute wird entweder der Vorvertrag angenommen oder die Familie zieht ihre schützende Hand aus gewisser Unordnung zurück, die wir bislang nicht laut benannt haben.“

Das letzte sagte er mit solcher Glätte, dass der eigentliche Stich erst einen Atemzug später kam. Serada hielt den Blick auf ihn gerichtet. „Welche Unordnung?“ fragte sie.

Colmion hob eine Schulter. „Die, von denen man hofft, dass sie nur Gerede bleiben, solange niemand Anlass bekommt, tiefer zu fragen. Dein Name läuft seit dem Abend in Penumbra nicht mehr durch alle Gänge mit gleicher Sauberkeit. Ich bin nicht taub. Weder gegen das, was am Lyceum gesagt wird, noch gegen das, was aus dem Palast zurück in die Häuser fällt.“

Serada spürte, wie es ihr heiß in die Wangen stieg, und hasste sich dafür. Colmion musste diese Hitze sehen. Gerade darum zwang sie die Stimme zur Ruhe. „Wenn du von Gerede sprichst, sprich deutlich. Ich dulde keine Nebelworte.“

„Sehr wohl.“ Er griff nach einem der Pergamente, löste das Band und rollte es auf. „Es gibt die bekannte Sache des Kredits. Zwölfhundert Dukaten. Gesichert bislang durch Vertrauen, durch Erwartung und durch die Aussicht, dass unsere Linie sich nicht mit irgendeiner ungebundenen Laune beschmutzt. Diese Aussicht verlangt nun Gestalt. Der Vorvertrag liegt bereit. Nimmst du ihn heute an, bleibt die Stundung gewahrt. Lehnst du offen ab, so fällt die erste Schonung binnen acht Tagen. Weigerst du dich weiterhin, ohne offen abzulehnen, wird das Haus gezwungen sein, seinen Vermittlern zu melden, dass es in der Frage deiner Bindung keine Gewähr mehr geben kann.“

Da war also der wahre Hebel. Nicht bloß die Summe. Auch der Name. Die Vermittler. Die stillen Zungen, die in besseren Häusern noch vor jedem offiziellen Schritt tasteten, ob eine Frau als verlässlich, lenkbar, standesnützlich und frei von anstößiger Verstrickung gelte. Wenn Colmion dort auch nur einen halben Zweifel streute, würde nicht nur der Kredit enger werden. Auch jeder künftige Weg, der über Empfehlung lief, bekäme plötzlich scharfe Kanten. Serada wusste das gut genug. Eben deshalb antwortete sie nicht sofort.

Colmion deutete ihr Schweigen nach seiner Art. „Ich verlange kein Opfer aus Laune“, sagte er. „Ich verlange, dass du begreifst, was auf dem Spiel steht. Die Familie hat dich getragen, als andere Töchter längst günstiger gestellt waren. Sie hat dir Spielraum gegeben, Zugang, Unterricht, Fürsprache. Nun ist die Stunde da, in der du zurückgibst, was man dir vorgestreckt hat.“

Etwas Kaltes zog Serada durch den Leib. Nicht bloß Kränkung. Auch Erkenntnis. In diesem Raum sprach niemand von Neigung, Zukunft oder einem Bund, der aus innerer Zustimmung wachsen konnte. Es ging nur um Schuld, Ausgleich, Verwendbarkeit. Und gerade deshalb schoss ihr mit jäher Klarheit Leomars Gesicht in den Sinn: unbeherrscht, verletzend, ungerecht, ja – aber

wenigstens nicht berechnet. Dass sie ausgerechnet in Colmions Gegenwart daran denken musste, machte den Widerstand in ihr härter.

„Ich gebe dem Haus längst genug zurück“, sagte sie. „Wenn es mehr will, soll es wenigstens den Mut haben, den Preis beim Namen zu nennen.“

Colmion legte beide Hände flach auf das Pergament. „Der Preis ist Ordnung. Der Preis ist, dass du dich nicht mehr an Männern verbrennst, die dir weder Stand noch Ruhe noch Sicherheit geben. Der Preis ist, dass du dich von allem trennst, was dir bereits jetzt einen zweifelhaften Schatten nachzieht.“

Die Worte kamen weich. Zu weich. Serada begriff, dass er sie beobachten ließ oder doch wenigstens Berichte aufgefangen hatte, die über bloße Marktgerüchte hinausgingen. Vielleicht wusste er nichts Sicheres. Aber er wusste genug, um mit dem bloßen Umriss zu drohen. Sie hätte jetzt lügen können. Einen fremden Namen nennen, irgendeinen harmlosen Bewunderer erfinden, die Sache ins Leere drehen. Doch Leomar sollte in diesem Zimmer keinen Namen bekommen. Nicht aus Scham allein. Auch aus einer beinahe wütenden Treue, die sie sich selbst nicht eingestand.

„Du sprichst in Schatten“, sagte sie. „Wenn du etwas gegen mich vorzubringen hast, tu es offen.“

Colmion lachte nicht. „Gerade das tue ich nicht, solange du Vernunft zeigst. Ich frage nicht nach Namen. Ich frage nur, ob du bereit bist, jeden belastenden Umgang zu beenden, der dem Haus zum Nachteil gereicht. Gib mir heute dein Jawort zum Vorvertrag, und ich werde mich mit dem Rest begnügen. Verweigerst du selbst das, kann ich weder die Gläubiger mäßigen

noch die Vermittler stillhalten. Dann wird man Fragen stellen, und nicht alle werden dir gefallen.“

Serada sah auf das kleine Register neben der Kassette. Zwischen zwei Lagen Pergament steckte bereits ein blaues Seidenband, das eine Stelle markierte. Wieder dieses entsetzliche Vorwegnehmen. Wieder der vorbereitete Raum für eine Entscheidung, die angeblich noch frei sein sollte. Der Anblick machte sie fast schwindeln. Sie hörte den Brunnen im Hof. Einen Schritt im Gang. Den kurzen Schrei einer Möwe vom Dachfirst. Alles war viel zu deutlich. Vielleicht weil in ihr selbst inzwischen jede Regung an die Oberfläche gedrängt worden war.

„Ich unterschreibe nicht“, sagte sie.

Colmion antwortete nicht sofort. Sein Gesicht blieb unbeweglich, aber in der Stille veränderte sich etwas. Die Luft wurde enger. „Nicht heute?“ fragte er.

„Gar nicht heute. Und nicht unter dieser Art von Zwang.“

Nun hob er den Kopf. „Dann ist es also Trotz.“

„Nein.“ Serada trat einen Schritt näher an den Tisch, ohne es zu wollen. „Es ist mein gutes Recht, nicht auf Befehl in eine Bindung zu gehen, die einzig deshalb für gut erklärt wird, weil sie jemandem die Bücher glättet.“

„Dein gutes Recht“, wiederholte Colmion, und diesmal lag etwas Härteres in seiner Stimme. „Du sprichst wie eine, die sich ihren Stand selbst gegossen hätte. Aber deine Rechte stehen nicht ohne das Haus. Nicht ohne Namen. Nicht ohne Schutz.“ Er wies auf die Kassette. „Wenn ich heute das Schreiben an die Gläubiger nicht zurückhalte, fällt die erste Mahnung. Wenn ich den Vermittlern nicht versichere, dass die Sache geordnet wird, ziehen sie ihre guten Worte zurück. Und wenn irgendwo Fragen nach

deinem Namen laut werden, darfst du nicht erwarten, dass ich jeden Splitter mit bloßer Hand auffange.“

Der letzte Satz traf sie tiefer, als er ahnen mochte. Vielleicht wusste Colmion tatsächlich nichts von der Vorprüfung. Vielleicht war es bloß kluge Drohung. Für Serada klang es dennoch wie ein Griff an genau die Stelle, die in ihr schon wund war. Einen Augenblick lang wurde ihr schwarz vor den Augen, nicht lange, nur so kurz, dass sie sich am Tischrand festhalten musste. Colmion sah es und deutete es gewiss als Wirkung seiner Worte. Sie ließ die Hand sofort wieder los.

„Also ist das deine Fürsorge“, sagte sie leise. „Ein Bündel aus Schulden, stillen Warnungen und dem Versprechen, mir nicht öffentlich den Boden unter den Füßen wegzuziehen, sofern ich mich füge.“

„Wenn du es so nennen willst.“

„Ich nenne es Handel.“

Jetzt trat zum ersten Mal offener Zorn in sein Gesicht. „Und selbst wenn? Häuser fallen nicht aus Liedern, Serada. Sie stehen auf Handel, auf Abrede, auf Pflicht. Du bist zu alt, um das noch wie eine beleidigte Novizin zu beklagen.“

Das Wort Novizin war schlecht gewählt. Vielleicht wusste Colmion nicht einmal, wie sehr es sie in diesem Augenblick traf, nach all den rahjanahen Räumen, nach Alvéras sichtbarer Schutznähe, nach dem Gerede, das ohnehin schon an ihren Kleidern hing. Serada spürte, wie etwas in ihr riss. Nicht laut. Eher wie eine Schnur, die zu lang gespannt war.

„Hör mir gut zu“, sagte sie, und nun war ihre Stimme niedriger als zuvor, gefährlich ruhig. „Ich werde mich nicht verkaufen, nur damit du vor einem Gläubiger besseren Schlaf hast. Ich werde

keinen Vorvertrag zeichnen, den ich nicht will. Und ich werde dir keinen Namen geben, den du dann gegen mich oder gegen einen andern führen kannst.“

Da war es heraus. Nicht der Name selbst. Aber das Geständnis, dass es einen gab. Serada merkte es in demselben Augenblick und hätte sich am liebsten in die Zunge gebissen. Colmions Augen verengten sich. Nicht triumphierend. Eher mit jener jähen Aufmerksamkeit, die ein Jäger zeigt, wenn das Wild einmal aus dem Dickicht auf den offenen Pfad tritt.

„Also doch“, sagte er.

„Du weißt gar nichts.“

„Ich weiß genug.“ Er zog das Pergament des Vorvertrags langsam wieder zusammen, nicht weil er die Sache damit ruhen lassen wollte, sondern weil die Bewegung selbst schon Druck ausübte. „Mehr muss ich gar nicht wissen. Es genügt, dass es etwas gibt, das dich gegen das Haus aufbringt.“

Serada atmete einmal tief durch. Jetzt wäre der Zeitpunkt gewesen, die halbe Wahrheit zu geben. Zu sagen, dass nicht ein Mann, sondern mehrere Dinge gegen sie standen: die Vorprüfung, das drohende weiße Band, Alvéras Schutz, der sie deckte und zugleich kennzeichnete. Doch auch jetzt blieb Leomar aus ihrem Mund verbannt, und mit ihm blieb alles andere ungesagt. Sie verteidigte ihre Freiheit, aber nicht die Adresse der Kosten. Damit machte sie sich in Colmions Augen nur noch verdächtiger.

„Ich bin niemandem Rechenschaft über mein Inneres schuldig“, sagte sie. „Und dem Haus schulde ich keine Bindung aus Angst.“

Colmion stieß einen Atemzug aus, halb Verachtung, halb Müdigkeit. Dann nahm er das schmale Register zur Hand, schlug

es nicht auf, sondern legte nur die Finger darauf. „Gut“, sagte er. „Dann höre nun, was deine Freiheit kostet. Bis auf weiteres werde ich den Vermittlern keine günstige Aussicht mehr melden. Der Gläubiger erhält Nachricht, dass die Sache ungewiss ist. Und wenn irgendwo Fragen nach deinem Namen an unser Haus gegangen, dann kann so eine Frage an mir abgleiten. Meine Hand fängt das Feuer nicht, mit dem du dich umgibst.“

Das war keine offene Verstoßung. Gerade darum war es so wirksam. Keine Tür wurde ihr vor der Nase zugeschlagen. Aber mehrere würden künftig nicht mehr von selbst aufgehen. Serada wusste das. Sie spürte, wie ihr Herz schlug, fest und hart, und zugleich, wie in dieser Härte eine seltsame Erleichterung lag. Nicht Freude. Nie. Doch wenigstens hatte sie jetzt einen Preis gehört, statt nur Andeutungen. Preise konnte man hassen. Andeutungen fraßen tiefer.

Sie richtete sich auf. „Dann soll es so sein.“

Colmion sah sie lange an, als prüfe er, ob sie noch zurückweichen werde. Als sie es nicht tat, schob er den Vorvertrag in die Kassette und schloss den Deckel. Das leise Klicken des Verschlusses klang im kleinen Zimmer wie das Ende von etwas, das vielleicht längst nicht mehr zu retten gewesen war. „Du verwechselst Freiheit mit Trotz“, sagte er zuletzt.

Serada nahm die Handschuhe vom Tischrand, obwohl sie sie beim Eintreten dort gar nicht abgelegt hatte. Sie merkte den Irrtum erst, als das Leder schon in ihrer Hand lag, und ließ es dennoch nicht wieder sinken. „Und du verwechselst Schutz mit Herrschaft“, erwiderte sie.

Dann ging sie zur Tür. Hinter ihr sagte Colmion nichts mehr. Gerade dieses Schweigen zeigte, dass die Sache nicht vorbei war. Als sie in den Gang hinaustrat, war das Licht noch immer hart



und bleich auf dem Stein. Unten im Hof plätscherte der Brunnen, als habe sich in diesem Haus nichts verändert. Doch Serada wusste es besser. Sie hatte den Vorvertrag verweigert, ohne Leomars Namen zu nennen, ohne die Vorprüfung zu offenbaren, ohne Alvéras helle Mappe zu erwähnen. So hatte sie ihre Handlungsfreiheit verteidigt und zugleich jedem im Haus die Deutung überlassen, an welcher Stelle die eigentliche Gefahr für sie lag. Eben darin lag die Bitterkeit dieses Morgens: Sie hatte standgehalten, aber den Preis nicht an die richtige Adresse geschrieben. Und gerade deshalb würde er nun aus allen Richtungen zu ihr zurückkehren.

---

Der Empfangsraum auf Paradisela lag an diesem Abend im warmen Glanz vieler Lichter, als habe man die Stunde selbst in Gold und Rosenwasser getaucht. Hinter den hohen Bogenfenstern schimmerte das dunkle Wasser zwischen den Inseln, und von draußen drang das leise Schlagen einer Gondel gegen einen Landungssteg herauf, gedämpft durch Vorhänge aus blasser Seide. Im Innern war alles darauf angelegt, den Blick zu schmeicheln und die Zunge zu lösen. Flache Leuchterschalen standen auf schmalen Marmorsockeln, ihr Licht zitterte über Mosaiksteine, über den spiegelnden Lack dunkler Tische, über Becher aus dünnem Glas und über nackte Unterarme, an denen kostbare Reife flimmerten. Aus einer langen Schale stieg der Duft frischer Rosen und süßen Harzes, aus den geöffneten Nebentüren der Geruch von Feingebäck, gebratenen Datteln und gewürztem Wein. Musik war nicht laut, nur anwesend, zwei Lauten, eine Flöte, kaum mehr als ein weicher Zug unter dem Stimmengewirr.

Gerade in solchen Räumen war Belhanka am gefährlichsten. Nicht auf Märkten, wo die Leute grob urteilten und ebenso grob wieder vergaßen, sondern hier, wo jede Geste dreimal gelesen wurde, ehe sie verziehen war. Ein Blick, der einen Herzschlag zu lang ruhte. Ein Sitzplatz, der nicht zufällig wirkte. Ein zu rasch gesenkter Ton. All das konnte sich in derselben Nacht noch in fünf Häusern verwandeln und am Morgen schon eine neue Wahrheit tragen.

Serada ya Taldron wusste das. Eben darum war sie gekommen, wie Alvéra es geraten hatte: nicht scheu, nicht kühn, sondern mit jener gemessenen Ruhe, die aus Vorsicht Würde machen sollte. Ihr Kleid war hell und schlicht genug, um keinen Neid zu reizen, und doch von so gutem Schnitt, dass niemand es mit Bescheidenheit verwechseln konnte. Das Haar trug sie hochgenommen, nur an den Schläfen lösten sich zwei dunkle Strähnen, die der Abenddunst nicht ganz bändigen wollte. An ihrem Hals lag keine auffällige Kette, nur ein schmales Band mit einem kleinen Stein, mehr Erinnerung an Schmuck als Schmuck selbst. Sie hatte sich Mühe gegeben, unsichtbar ehrenvoll zu erscheinen. Auf Paradisela war das beinahe so schwer wie offene Pracht.

Alvéra di Rhondral empfing die Gäste nicht an der Tür, sondern bereits im inneren Raum, wo das Licht weicher und die Lesbarkeit jeder Nähe umso größer war. Sie stand bei einer halb geöffneten Fensterarkade, ein dunkles Kleid um die Schultern gelegt, das in den Falten tiefrot schimmerte, wenn eine Flamme darüberstrich. Sie sprach mit einer älteren Campora und einem patrizischen Ehepaar, doch als Serada eintrat, glitt ihr Blick über die anderen hinweg und fand sie sogleich. Nicht fordernd. Nicht einmal überraschend. Gerade die Selbstverständlichkeit war es, die Serada in den letzten Tagen mehr und mehr als Gefahr begriffen hatte. Wer so angesehen wurde, galt bereits als erwartet.

Alvéra machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern, kaum mehr als ein kaum merklicher Ruf. Serada ging hin, wie es vereinbart gewesen war. Nicht zu rasch. Nicht zögernd. Sie verneigte sich vor der Campora, sprach die nötigen Worte an das Ehepaar und nahm dann den Platz ein, den Alvéra ihr mit kaum sichtbarer Kunst freigelassen hatte: nicht dicht an ihrer Seite, doch nah genug, dass jeder im Raum die Linie zwischen ihnen ohne Mühe ziehen konnte. Gerade diese Abstände waren es, die schrieben, ehe ein Mund sich auftat. Serada spürte es in jeder Faser. Sie fühlte die Blicke, die zuerst freundlich schienen und im zweiten Hinsehen schon rechneten.

Den ersten Teil des Abends trug sie besser, als sie selbst erwartet hatte. Sie sprach mit Lucenna über einen neuen Duft aus den Gärten am östlichen Ufer, mit der alten Campora des Nordhauses über den Ton einer jungen Sängerin, die noch nicht gelernt hatte, Maß von Empfindung zu unterscheiden, und später mit einem grauhaarigen Advokaten über die lästige Gewohnheit mancher Bittsteller, jedes Schweigen im Amt sogleich als Feindschaft zu deuten. Es waren saubere Gespräche, klug genug, um nichts von ihrer inneren Unruhe zu verraten. Nur einmal, als ihr ein Becher mit verdünntem Wein gereicht wurde, bemerkte sie am Rand des Saals zwei jüngere Frauen, die im gleichen Augenblick zu ihr und zu Alvéra hinübersahen, dann einander. Dieses kleine, beinahe schuldbewusste Senken der Lider sagte ihr mehr als ein offenes Tuscheln.

Alvéra schien gelöst, doch Serada kannte sie inzwischen gut genug, um die Form dieser Gelöstheit zu lesen. Sie war aufmerksamer als sonst. Wo ein Blick zu scharf wurde, fing sie ihn mit einer Bemerkung ab. Wo eine Frage zu nahe an Seradas jüngste Unsichtbarkeit im Palast streifte, lenkte sie das Gespräch mit einer milderen Wendung auf Musik, Duft oder den Wasserstand der Kanäle. Es war Schutz. Es war zugleich

Führung. Serada nahm beides an, weil sie an diesem Abend nichts anderes hatte, was ihr dieselbe Art von Deckung versprach.

Und doch blieb unter allem eine Unruhe, die sich nicht mit Ordnung ersticken ließ. Sie war nicht nur aus dem Gerede geboren. Sie hatte Leomars Gestalt in sich, wie er am Landungssteg gestanden hatte, das Papier zwischen zwei Fingern, den fast sichtbaren Schmerz darüber, dass sie den offenen Augenblick in eine förmliche kleine Nachricht verwandelt hatte. Seit jenem Tag hatte sie nichts von ihm gehört. Gerade das ließ ihn ihr umso näher sein. Schweigen füllt sich leicht mit Wunsch und Furcht zugleich.

Vielleicht war es eben diese heimliche Erwartung, die sie aufmerken ließ, ehe sie ihn überhaupt sah. Ein kaum hörbares Zögern in einem Gespräch am Eingang. Ein Diener, der den Kopf nur um ein wenig zu rasch hob. Der Wechsel in der Luft, wie wenn ein Fenster geöffnet wird, ohne dass der Zug schon jeden erreicht hat. Dann trat Leomar di Serradal durch den äußeren Bogen in den Empfangsraum, und Serada fühlte, wie ihr das Herz mit einem einzigen harten Stoß gegen die Rippen schlug.

Er war nicht festlich gekleidet, jedenfalls nicht nach dem Maß dieses Saals. Sein dunkler Rock saß gut, doch ohne jene feine Mühelosigkeit, die Männer aus den besseren Häusern tragen, als seien sie in Licht geboren worden. Am Kragen hing noch ein Hauch von Staub, als komme er nicht aus einem stillen Vorraum, sondern von den Wegen her, auf denen Dinge getragen, bestellt und verhandelt wurden. Eben darum fiel er auf. Nicht weil er geringer wirkte. Sondern weil er etwas anderes mitbrachte als die übrigen Gäste: das Gewicht des Hafens, des Geschäfts, der offenen Gefahr. In einem Raum wie diesem war schon das ein Störton.

Sein Blick suchte nicht lange. Er fand Serada fast sofort. Einen Herzschlag später sah er Alvéra neben ihr, die Campora, Lucenna, zwei der jüngeren Frauen am Seitenrand, den Advokaten mit dem schmalen Mund, die Diener mit den Schalen, die offene Fensterarkade. Serada begriff in demselben Augenblick, dass er bereits alles falsch lesen musste, ehe auch nur ein Wort zwischen ihnen fiel. Denn sie saß dort, wie Alvéra es gewollt hatte: sichtbar gezogen, sichtbar gehalten, sichtbar ruhig.

Leomar blieb nicht stehen, um sich zu sammeln. Das war sein erster Fehlgriff. Er neigte den Kopf vor den Nächststehenden, gerade so viel, wie die Form verlangte, und ging dann auf die Gruppe zu. Serada sah, wie zwei Gespräche abstarben, noch bevor er sie erreichte. Niemand drehte sich offen nach ihm um. Das war in solchen Häusern unnötig. Ein stiller werdender Raum sagt genug.

Alvéra lächelte ihn an, nicht kühl und nicht warm. „Herr di Serradal“, sagte sie. „Paradisela nimmt späte Gäste nicht ungern auf, wenn sie mit guter Absicht kommen.“

Es war ein Satz voller Höflichkeit und voller Klinge. Leomar musste das hören. Vielleicht hörte er es sogar stärker, als Alvéra es meinte. „Absicht ist oft nur das Wort, das andere einem geben, wenn sie das Herz eines Mannes nicht gelten lassen wollen“, erwiderte er. Dann wandte er den Blick an Alvéra vorbei unmittelbar auf Serada. „Ich brauche nur eine klare Antwort.“

Nicht hier, dachte Serada. Nicht jetzt. Nicht vor diesen Augen. Aber sie sagte es nicht. Zu groß war der Schreck, zu rasch das Wiedererkennen seines Gesichts, zu deutlich das Wissen, dass jedes weichere Wort sofort den ganzen Raum ergriffen hätte. Gerade ihre Furcht, den Schaden klein zu halten, trieb sie in die falsche Form.

„Dies ist kein Ort für solche Forderungen“, sagte sie mit jener ruhigen, amtlichen Stimme, die ihr im Palast oft gedient hatte und hier jedes Mal zur Waffe gegen sie selbst wurde. „Wenn Ihr etwas vorzubringen habt, kennt Ihr den Weg einer geordneten Nachricht.“

Es war derselbe Fehler wie am Landungssteg, nur schlimmer, weil mehr Menschen ihn hörten. Serada wusste es schon, als der letzte Laut verklang. Leomar hob das Kinn ein wenig. In seinem Gesicht veränderte sich nichts Lautes, nur eine Verhärtung um Mund und Augen, die jedem, der je gekränkt worden war, sofort verständlich gewesen wäre.

„Geordnete Nachricht“, wiederholte er. „Ihr gebt mir Papier, wo ich um Wahrheit bitte, und nennt das nun wohl auch noch Maß?“ Seine Stimme war nicht erhoben. Gerade darum trug sie weit.

Am Seitenrand tat eine der jüngeren Frauen, als habe sie den Schmuck an ihrem Handgelenk verloren. In Wahrheit wollte sie nur einen Herzschlag länger stehen bleiben. Der Advokat neben Lucenna trank nicht. Er hielt den Becher still vor der Brust. Die Campora des Nordhauses senkte die Lider nicht. In einem Raum wie diesem war Aufmerksamkeit lautlos.

Serada spürte, wie ihr Hals eng wurde. Hätte sie allein mit ihm gestanden, hätte sie vielleicht um Härte ringen oder um Nachsicht oder um ein halbes Geständnis. Aber hier, vor Alvéra, vor diesen Zeugen, vor allem, was schon über sie umlief, blieb ihr Stolz das nächstliegende Schild. „Ich bitte Euch, Euch zu beherrschen“, sagte sie. „Ihr vergesst den Raum, in dem Ihr sprecht.“

Das war der zweite Fehlgriff, und er traf tiefer als der erste. Denn es klang, als müsse man ihn an Herkunft und Grenze erinnern. Vielleicht hatte sie es nicht so gemeint. Vielleicht auch doch ein wenig. Was immer ihre Absicht war, Leomar hörte darin gewiss

nur die kalte Hand eines Hauses, das ihn bis in sein Begehren hinein nach Rang ordnete.

„Nein“, sagte er, und nun war in seiner Stimme jener rohe Ton, der ihn gerade dann befiel, wenn er sich klein fühlte und Stärke vorspielen wollte. „Ich vergesse gar nichts. Ich sehe nur zu gut, was hier aus mir gemacht wird. Ein Mann für dunkle Wege, den man fernhält, sobald hellere Fenster offenstehen.“

Er sah dabei Serada an. Jeder andere im Raum musste den Satz dennoch auf Alvéra mitlesen. Genau darin lag die Verderbnis des Augenblicks. Besitz, Kränkung, Schutz, Begehren – alles lag auf einmal in derselben Reihe, ohne dass eines klar benannt worden wäre. Serada spürte, wie ihr das Blut bis in die Schläfen schlug. Leomar war ungerecht. Aber seine Ungerechtigkeit rührte an die Stelle, die ohnehin schon wund war. Das machte jede Antwort gefährlicher.

Alvéra trat nun nicht vor ihn, sondern nur ein wenig näher an Serada heran. Wieder dieser halbe Schritt, der milder wirkte als offener Widerstand und darum umso sichtbarer Besitz sein konnte. „Genug“, sagte sie leise. „Ihr beleidigt nicht bloß eine Frau, wenn Ihr so sprecht, sondern einen Raum, der Euch dennoch Einlass gewährt hat.“

Es war Schutz. Halb jedenfalls. Die andere Hälfte war Zeichen. Serada fühlte das beinahe körperlich. Gerade weil Alvéra nicht laut wurde, weil sie nicht mit Herrschaft prahlte, stand ihr Eingreifen wie ein feines Siegel über allem. Wer bisher noch zweifelte, ob Serada unter ihrer Hand stand, bekam nun die Antwort vor aller Augen.

Leomar sah es ebenso. Serada wusste es in dem Augenblick, da sein Blick zu Alvéra glitt und sogleich wieder zu ihr zurückkehrte. Darin lag keine Bitte mehr. Nur die offene Verletzung eines

Mannes, der zu spät begriffen hatte, dass er an einem Ort um Klarheit bat, an dem Klarheit die größte aller Entblößungen gewesen wäre. „Also ist dies Euer Schutz“, sagte er. „Und ich soll dankbar sein, dass man mir zeigt, wo ich nicht hingehöre?“

Serada hätte jetzt schweigen können. Vielleicht wäre Schweigen das einzig Richtige gewesen. Doch sie war zu tief getroffen, zu erschrocken, zu sehr auf Würde bedacht, um dem Raum diese Lücke zu schenken. „Ich schulde Euch keine Szene“, sagte sie kühl. „Und keine Antwort vor fremden Ohren.“

Da war der schlimmste Satz des Abends. Nicht weil er sachlich falsch gewesen wäre. Sondern weil jeder im Raum darin etwas anderes hören konnte und alle Deutungen gleichermaßen verdammlich waren. Für manche klang es, als habe Leomar mehr verlangt, als ihm je zugestanden hatte. Für andere, als gebe es sehr wohl eine Antwort, die nur aus Scham nicht vor Zeugen fiel. Für wieder andere, als müsse Alvéra nun mit feiner Hand eine Unordnung decken, die ihr längst unterstand. Kein Wort von Serada war als Lüge gedacht. Und doch diente jedes der falschen Lesart.

Leomar stieß einen kurzen Atem aus. „Fremde Ohren“, sagte er. „Ja. Davon habt Ihr reichlich um Euch.“ Mehr sagte er nicht. Gerade dieses Wenige war das Schlimmste. Denn es ließ dem Raum Platz, den Rest selbst zu schreiben.

Eine Dienerin am Rand vergaß für einen Schlag, ihre Schale ruhig zu halten. Gläser klirrten. Lucenna sah angestrengt in die Rosen der Silberschale, als könne Duft gegen Worte helfen. Die jüngeren Frauen am Seitenrand standen nun nicht mehr still, sondern taten so, als müssten sie weitergehen, und blieben doch in Hörweite. Aus den Nebentüren drangen die Lauten noch immer, absurd sanft, als spiele die Musik für ein anderes Haus.



Alvéra hob die Hand. Nicht hoch, nicht herrisch. Nur soweit, dass jede Dienerin wusste, dies sei der Augenblick, in dem eine Grenze endgültig werde. „Herr di Serradal“, sagte sie, „ich ersuche Euch, den Raum zu verlassen.“ Wieder war es kein Befehl in grober Gestalt. Gerade deshalb wog er schwerer. Er kam aus Macht, die sich ihres Klangs nicht versichern musste.

Serada hätte am liebsten geschrien. Nicht ihn, nicht Alvéra, sondern die Stunde selbst. Denn mit diesem einen Satz war alles festgeschrieben, was sie hatte vermeiden wollen. Leomar stand als der gekränkte Störer da. Sie selbst als die Frau, die formale Kälte über jede Regung setzte. Alvéra als die schützende und zugleich ordnende Instanz, unter deren Blick eine heikle Nähe nur noch als verwaltete Sache erscheinen konnte. Genau dies würden die Zeugen forttragen. Nicht Wahrheit. Nur eine vollkommene Anordnung falscher Folgerungen.

Leomar neigte den Kopf. Diesmal war in der Bewegung nichts mehr von Bitte. Nur Stolz, der nicht fallen wollte, selbst wenn er schon getroffen war. „Wie Ihr wünscht“, sagte er. Aber er sprach wieder zu Serada, nicht zu Alvéra. „Es scheint, Ihr habt Euren klaren Ort gefunden.“

Der Satz traf sie so scharf, dass ihr für einen Augenblick die Knie weich wurden. Sie wusste, was er darin sah: Besitz, Schutz, Wahl gegen ihn. Und sie wusste zugleich, wie wenig dieser Ort in Wahrheit ihrer war. Hätte sie jetzt nur ein einziges unbehütetes Wort gesagt, vielleicht wäre noch etwas anderes möglich gewesen. Doch in ihrem Innern war die Angst längst stärker als alles andere. Sie blieb aufrecht, hob das Kinn ein wenig und sagte nur: „Geht jetzt.“

Das war kein Sieg. Es war eine Kapitulation in der Sprache des Anstands.

Leomar sah sie noch einen Herzschlag lang an. Dann drehte er sich um und ging. Nicht hastig. Nicht stockend. Der Raum öffnete sich ihm in jenem falschen Respekt, der Demütigung nur eleganter macht. Eine Dienerin trat zurück. Der Advokat senkte nun endlich den Blick. Einer der späten Gäste an der Tür tat, als habe er erst eben bemerkt, dass dort eine Gruppe im Gespräch gestanden hatte. Das alles geschah so sauber, dass die Schande gerade darum tiefer in die Steine sank.

Erst als Leomar den äußeren Bogen erreicht hatte, setzte die Musik wieder deutlicher ein, als habe auch sie bis dahin nur den Atem angehalten. Gespräche begannen von Neuem, zunächst zu leise, dann ein wenig voller. Niemand sprach die Szene offen aus. Das war nicht nötig. In Belhanka trug ein halb gesenkter Mundwinkel oft weiter als ein ausgerufenen Satz.

Serada merkte erst jetzt, dass ihre Finger sich so fest um den Becher geschlossen hatten, dass der dünne Rand schmerzte. Alvéra berührte ihren Ellbogen nur einen Augenblick, leicht genug, um tröstend zu wirken, bestimmt genug, um von denen, die noch hinsahen, als fortdauernde Zuständigkeit gelesen zu werden. „Kommt“, sagte sie leise. „Ihr braucht Luft.“

Wieder Schutz. Wieder Zeichen. Serada ließ sich führen, weil Widerstand in diesem Moment nur eine neue Auslegung geboren hätte. Sie traten an die Arkade, wo der Nachtwind vom Wasser heraufkam und die Vorhänge in langsamen Zügen bewegte. Draußen glitten Lichter über den dunklen Kanälen. Drinnen begann bereits das stille, unaufhaltsame Werk der falschen Erinnerung. Die einen würden erzählen, ein Hafenmann habe aus Eifersucht Anspruch auf eine Frau erhoben, die unter Alvéras besonderer Gunst stehe. Andere würden behaupten, Serada habe ihn mit kalter Berechnung vor allen zurückgewiesen, um sich an sicherer Stelle höher zu setzen. Wieder andere würden in derselben Szene Vorteilsnahme wittern, Schutz gegen Hingabe,

Empfehlung gegen Nähe. Jeder Verdacht war anders. Alle rochen gleich.

Und eben darin lag die wahre Verderbnis des Abends. Es hatte keine offene Beichte gegeben, keinen eindeutigen Skandal, keinen groben Satz, den man leicht hätte verwerfen können. Es hatte nur halbe Wahrheiten, Kränkung, Schutz und falsche Zeugen gegeben. Serada stand an der Arkade, der Wind kühlte ihre Stirn, und sie wusste mit entsetzlicher Klarheit, dass sie soeben die Zwischenlösung verloren hatte, auf die sie in Alvéras Salon noch gesetzt hatte. Formale Distanz hatte nichts beruhigt. Sie hatte das Gerede nur veredelt und ihm damit schärfere Zähne gegeben.

---

Am Folgetag lag über dem Vorraum des Siebengerichts jene kühle Helligkeit, die aus Stein, Federkratzen und wartender Unruhe eine eigene Art von Gerichtsluft machte, noch ehe ein einziger förmlicher Satz gesprochen war. Durch die hohen Fenster fiel das Vormittagslicht in schmalen Bahnen auf den Boden, wo es die Mosaiksteine blass und hart zugleich erscheinen ließ. An den Wänden standen Bänke aus dunklem Holz, von denen keine zum Verweilen einlud und doch alle besetzt waren: ein Kaufmann mit aufgesprungenen Fingern, der seine Mütze zwischen den Händen drehte, eine Witwe mit zusammengepressten Lippen, ein junger Schreiber mit einem verschnürten Rollenbündel auf den Knien. Aus der inneren Tür drang das dumpfe Murmeln von Stimmen, gelegentlich das Kratzen einer Feder, einmal der trockene Schlag eines Siegelstempels. Wer hier wartete, lernte rasch, dass Macht nicht laut werden musste, um den Atem zu verändern.

Serada ya Taldron stand nicht bei den Bänken. Sie hatte den Platz nahe der Säule gewählt, von wo aus man die innere Tür sehen konnte, ohne sich wie eine Bittstellerin gegen den Türpfosten drücken zu müssen. Der Vorzug war klein, aber sie nahm ihn mit derselben verbissenen Sorgfalt wahr, mit der ein Mensch in gefährdeten Tagen selbst aus den geringsten Formen von Haltung noch Halt zieht. Ihr Kleid war schlicht und dunkel, der Gürtel fest geschlossen, das Haar strenger gebändigt als sonst. Wer sie ansah, mochte noch immer die ordentliche Frau des Vorzimmers erkennen, die ihre Stimme selten hob und ihre Hände auf Papier verlässlich führte. Nur die Blässe um den Mund verriet mehr, als ihr lieb sein konnte.

Sie hielt keine Mappe bei sich. Das war nicht Nachlässigkeit, sondern Anweisung. Die Vergleichsbögen waren ihr am Morgen abgenommen und bereits in den inneren Raum getragen worden, wo ein Tribun, ein Volksadvokat und der diensttuende Schreiber Einsicht nehmen wollten. Es war nur eine inoffizielle Befragung, hatte der Vorsteher des Vorzimmers gesagt. Nur eine erste Sichtung. Gerade dieses nur klang im Haus des Rechts schlimmer als manches offen ausgesprochene Drohen. Denn das, was vorerst noch nicht förmlich war, konnte jede Richtung nehmen und ließ sich später umso leichter als schlichte Pflicht darstellen.

Der Vorsteher selbst stand ein Stück abseits am Fenster und tat, als prüfe er eine Liste, die er längst auswendig kannte. Serada wusste, dass selbst sein Schweigen nun etwas gegen sie bedeutete. Nicht Anklage. Aber Vorsicht. In Räumen wie diesen begann der Sturz selten mit einem Hammerschlag. Er begann damit, dass vertraute Blicke ihren Wärmegrad verloren.

Als die innere Tür sich öffnete, trat nicht sogleich ein Richter heraus, sondern der Schreiber der Sitzung, ein magerer Mann mit einem schmalen Mund und jenem feuchten Tintenfleck an der linken Daumenseite, der verriet, wie oft er Feder und Sandstreuer

zugleich berührte. Er nannte Seradas Namen in ruhigem Ton, als rufe er eine gewöhnliche Akte auf. Eben diese Ruhe machte den Raum enger. Serada trat vor, ging an ihm vorbei und spürte im Rücken die Blicke der Wartenden, die sich sofort wieder senkten, sobald sie sich umwandte. Niemand wollte neugierig erscheinen. Jeder war es.

Der innere Raum war kleiner, als der Titel des Gerichts erwarten ließ. Kein feierlicher Saal, kein hoher Stufenbau, nur ein ernstes Gemach mit einem langen Tisch, an dem drei Männer saßen und ein vierter stand. Zur Rechten ein Tribun von gedrungener Gestalt und scharf geschnittenem Gesicht, dessen Stirn schon in Ruhe den Ausdruck eines Mannes trug, der nur noch auf den Fehler warte. Zur Linken ein Volksadvokat, älter, mit stillen Augen und einer Art von Höflichkeit, die niemandem Wärme versprach, aber auch nicht unnötig verletzte. Zwischen beiden der Schreiberplatz mit aufgeschlagenem Protokollbuch, Sand, Siegelwachs und den beiden Bündeln aus Seradas Vorzimmer. Am Ende des Tisches stand ein junger Hilfsschreiber und ordnete Randblätter, als dürfe seine Jugend schon deswegen nicht mitreden. Der Vorsteher des Vorzimmers blieb an der Tür zurück. Er war jetzt nicht ihr Schutz. Eher der Beweis, dass das Haus die Sache nicht länger in stillen Gängen halten konnte.

„Serada ya Taldron“, sagte der Tribun ohne Einleitung. „Es bestehen Fragen zum Lauf zweier Fristsachen aus dem vergangenen Sommer. Noch ist dies keine förmliche Beschuldigung. Umso ratsamer wäre es, mit Klarheit zu sprechen.“

Sie sagte, sie sei bereit, zu allem Auskunft zu geben, was ihre Zuständigkeit betreffe. Schon während sie sprach, hörte sie den Fehler im eigenen Satz. Zuständigkeit. Ein sauberes Wort. Ein zu sauberes. Der Tribun hob die Brauen kaum merklich, als habe er

gerade an der ersten Zeile des Gesprächs gespürt, wie fest sie sich an Formen klammern würde.

Er fragte nicht nach Schuld. Nicht zunächst. Er fragte nach Reihenfolgen: Wer habe an jenem bestimmten Tag das erste Blatt der Sache in Empfang genommen? Warum sei die Randnotiz zur Weitergabe nicht in derselben Hand wie der Eingangsvermerk? Weshalb liege zwischen dem ersten Sichtzeichen und dem Vortrag an den zuständigen Tisch eine Spanne, die bei anderen Läufen derselben Woche kürzer ausfalle? Es waren die Fragen eines Mannes, der wusste, dass offene Anklage Abwehr gebiert, während Zahlen, Daten und kleine Unterschiede Menschen oft viel sicherer zu Fall bringen.

Serada beantwortete alles, was sie ohne Gefahr beantworten konnte. Ja, im Sommer seien die Läufe verdichtet gewesen. Ja, mehrere Krankheitsfälle unter den Schreibern hätten Verzögerungen im inneren Gang verursacht. Ja, die eine Hand habe nur weitergereicht, wo die andere bereits vermerkt habe. Nichts daran war gelogen, und doch stand zwischen jeder Antwort das, was sie verschwie. Sie sprach von allgemeiner Enge im Betrieb, nicht von der konkreten kleinen Fristdehnung, die sie damals geduldet hatte. Sie sprach von unklaren Übergängen zwischen Ablagen, nicht von der stillen Rücksicht auf ihre Familie. So wurde jede wahre Zeile zum Schleier einer anderen Wahrheit.

Der Volksadvokat ließ sie zunächst gewähren. Er saß still, die Fingerspitzen aneinandergelegt, und sah sie nicht durchgehend an, sondern öfter auf das Protokollbuch, als suche er nicht den Fehler in ihrer Miene, sondern den Punkt, an dem ihre Worte sich künftig als zu glatt erweisen könnten. Gerade seine Ruhe beunruhigte Serada mehr als die Härte des Tribuns. Ein Mann, der scharf sprach, ließ sich leichter hassen. Ein Mann, der schwieg und mitdachte, fraß tiefer.

„Ihr sagt also“, nahm der Tribun wieder auf, „die Spanne sei aus allgemeiner Enge erwachsen. Und doch finden wir in demselben Wochenlauf mehrere Stücke, die kürzer gegangen sind als gewöhnlich. Zufall?“

„Nicht jeder Lauf trägt dieselbe Last“, antwortete Serada. „Manches wird von außen gedrängt, anderes bleibt liegen, weil niemand es zieht.“

Der Satz war gut. Zu gut. Kaum hatte sie ihn gesprochen, merkte sie, dass er im Raum blieb wie ein Gegenstand, den man später noch einmal zur Hand nehmen würde. Der Tribun nickte nicht. Er sagte nur, das sei ein hübscher Lehrsatz, doch leider keiner, der Zahlen erkläre. Dann schob er das obere Blatt aus dem Bündel ein Stück nach vorn. Dort stand jene kleine Randbemerkung, harmlos auf den ersten Blick, die damals die Fristdehnung möglich gemacht hatte. Kein offenes Vergehen. Nur genug Raum, damit aus einer engen Woche eine etwas weitere werden konnte.

Serada spürte, wie ihr der Schweiß unter dem Gürtel kalt wurde. Jetzt wäre der Augenblick gewesen, den kleineren Preis zu wählen: die Sache selbst zu benennen, ehe andere sie aus dem Papier zogen. Vielleicht hätte eine frühe Teilwahrheit den Rest gemildert. Vielleicht auch nicht. Doch Serada tat, was sie seit Tagen tat, wenn das Herz um Hilfe schrie und der Stolz ihr den Mund schloss. Sie griff nach Ordnung. Sie begann zu unterscheiden, aufzuteilen, zu glätten. Sie verwies auf das zweite Bündel, auf zwei fehlerhafte Datierungen aus derselben Woche, auf die Gewohnheit eines kranken Schreibers, Randvermerke später nachzutragen. Nichts davon war frei erfunden. Aber die Häufung machte aus Erklärung beinahe Beschwörung.

Der junge Hilfsschreiber blickte auf, als staune er über die Geschwindigkeit, mit der sie Nebengänge eröffnete. Der Tribun

hingegen lehnte sich zurück. Nicht weit. Nur genug, dass klar wurde: Er sah die Bewegung. Nicht als Gelehrsamkeit. Als Ausweichen.

Da klopfte es einmal an der Tür, und ehe der Vorsteher etwas sagen konnte, trat Colmion ya Taldron ein. Nicht weit, nur bis zur Schwelle. Schon diese Grenzüberschreitung brachte Serada einen Stich in die Schläfe. Er hatte hier nichts zu suchen, jedenfalls nicht mitten in der Befragung. Doch er trat mit jener gemessenen Höflichkeit ein, die Männern aus guten Häusern oft dort Gehör verschafft, wo anderen schon der Schritt in den Raum verwehrt würde. In der Hand trug er ein zusammengerolltes Pergament mit dem kleinen Siegel der Familie.

„Verzeiht die Störung“, sagte er. „Ich wollte nur den Vorsteher sprechen wegen einer häuslichen Angelegenheit, die den Namen meiner Cousine berührt.“

Es war eine meisterhafte Unanständigkeit. Nach außen hin bot er Beistand. In Wahrheit machte schon sein bloßes Erscheinen aus Seradas Sache eine Familienangelegenheit, also etwas, das nicht allein im Amtslauf stand, sondern in den Fluren der Häuser weiterkroch. Der Volksadvokat hob den Kopf zum ersten Mal ganz. Sein Blick glitt von Colmion zu Serada und zurück. In diesem einen stillen Hin und Her lag mehr soziale Reibung, als ein lautes Wort vermocht hätte.

Der Tribun sagte trocken, häusliche Dinge hätten vor der Tür zu warten, solange der Tisch des Gerichts mit amtlichen Fragen beschäftigt sei. Colmion neigte den Kopf und trat auch tatsächlich wieder einen Schritt zurück. Doch ehe er sich ganz entfernte, sagte er mit gesenkter Stimme, er wolle nur zu bedenken geben, dass die Familie Taldron an einer stillen und sauberen Klärung höchstes Interesse habe. Er hoffe, die Würde des Hauses werde nicht durch voreilige Gerüchte beschädigt. Damit hatte er genau



das getan, was Serada am meisten fürchtete: Er hatte ihren Namen und den des Hauses in einem Satz mit Gerücht und Klärung verbunden, vor Zeugen, die jedes Wort ins Protokoll vielleicht nicht, aber in ihr Gedächtnis aufnahmen.

Serada hätte ihn am liebsten aus dem Raum gejagt. Stattdessen blieb sie still. Gerade dieses Stillbleiben verdammte sie später in ihrem eigenen Innern mehr als vieles andere. Denn in ihrem Schweigen musste es aussehen, als dulde sie seinen Schutz oder brauche ihn gar. Der Vorsteher des Vorzimmers trat nun hastig an Colmion heran und führte ihn mit leisem Murmeln hinaus. Die Tür schloss sich wieder. Doch der Schaden blieb.

„Die Familie hat also Interesse“, sagte der Tribun nach einem Atemzug.

„Wie jede Familie, deren Name öffentlich geführt wird“, erwiderte Serada, und selbst ihr eigenes Ohr hörte, wie spröde der Satz klang.

Der Volksadvokat sprach nun zum ersten Mal länger. Seine Stimme war ruhig, beinah freundlich, und eben deshalb traf sie so präzise. Er sagte, das Gericht habe kein Gefallen an Hausgerüchten, wohl aber an sauberen Läufen. Wo Familieninteresse und Fristen nahe beieinanderlägen, tue eine Amtsperson gut daran, die eigenen Schritte heller zu beleuchten als sonst. Ob Serada rückblickend sagen könne, in den betroffenen Tagen stets mit jener Helle gehandelt zu haben, die sie von andern verlange.

Das war der eigentliche Stoß. Nicht: Habt Ihr gefälscht? Nicht: Habt Ihr begünstigt? Sondern: Wart Ihr so klar, wie Ihr es hättet sein müssen? Eine solche Frage ließ kaum Raum für stolze Rettung. Sagte sie ja, wirkte sie vermessen. Sagte sie nein, öffnete sie selbst die Tür. Serada schwieg einen Herzschlag zu lang. In

diesem Herzschlag hörte sie den Brunnen im Hof ihrer Familie, Leomars Schritt auf dem Stein von Paradisela, Alvérás leisen Ton, Colmions Deckel über der Kassette. Dann sagte sie, nicht jede Enge des Amts erlaube rückblickend jene Reinheit, die man im stillen Zimmer wünsche.

Der Satz war wahr. Und verderblich. Denn er gab keine Schuld zu und ließ doch das Bekenntnis eines Mangels im Raum.

Der Tribun beugte sich über das Protokoll und sagte dem Schreiber, die Vergleichsbögen seien vollständig aufzunehmen. Der Hinweis auf das Mandat bleibe ausgesetzt. Zugleich sei im Randvermerk festzuhalten, dass die betroffene Amtsperson die Verhältnisse jener Woche selbst nicht als uneingeschränkt hell zu bezeichnen vermöge. Kein Urteil. Nur ein Randvermerk. Aber Serada wusste, dass in manchen Häusern schon ein Randvermerk genüge, um eine Tür auf Jahre nur noch spaltbreit offen zu halten.

Sie stand sehr gerade, als dies notiert wurde. Gerade zu stehen war alles, was sie in diesem Augenblick noch offen vermochte. In ihrem Innern jedoch war etwas weich geworden, beinahe schlaff. Nicht weil man sie schon gestürzt hätte. Sondern weil sie genau fühlte, wie der Sturz nun eine Form bekam, die weder dramatisch noch laut war und gerade darum schwerer abzuwehren sein würde.

Als die Befragung endete, sagte niemand, sie sei entlassen. Der Schreiber blies nur vorsichtig den letzten Sand vom Rand des Protokolls. Der Volksadvokat nickte knapp. Der Tribun wandte sich bereits dem nächsten Blatt zu. So geschah es in Häusern der Macht oft: Ein Leben verrückte sich um eine Fingerbreite, und der Tisch sprach weiter, als habe er bloß Tinte gewechselt.

Draußen im Vorraum wartete Colmion nicht mehr. Gerade das war fast noch schlimmer. Er hatte seinen Stich gesetzt und die Reinheit gewahrt, nicht offen als Fürsprecher zu bleiben, wo man ihn hätte wegweisen können. Auf einer der Bänke saß nun eine andere Frau mit gesenktem Kopf, an der Wand stand noch immer der Kaufmann mit den aufgesprungenen Fingern. Alles war beim Alten. Nur Serada nicht. Als sie an der Säule vorbeiging, meinte sie, zwei der Wartenden senkten den Blick einen Hauch zu rasch. Vielleicht bildete sie sich das ein. Vielleicht nicht.

Im Gang zum Vorzimmer blieb sie ein einziges Mal stehen und legte die Hand gegen den kalten Stein der Wand. Nicht lange. Nur so lange, bis sie wieder wusste, dass ihr Leib sie noch trug. Dann ging sie weiter, den Kopf aufrecht, die Schritte geordnet, als könne Haltung noch verdecken, was bereits begonnen hatte. Im Palast der Republik zählte nicht nur, was gesagt worden war. Es zählte ebenso, wer es hatte sagen müssen, vor wem, in welchem Ton und mit welchem Familiennamen, der plötzlich an der Tür aufgetaucht war. Genau diese soziale Reibung würde bleiben, selbst wenn später keine härtere Schuld aus dem Papier wuchs. Und eben darum war der Schaden dieses Vormittags größer, als ein äußerer Blick es vorerst erkennen konnte.

---

Der Uferweg hinter dem alten Lagerhaus lag fast ganz im Dunkel, nur von einem schrägen Streifen Mondlicht getroffen, der zwischen Dachkante und Mauervorsprung auf das feuchte Pflaster fiel. Das Wasser des Kanals schlug träge gegen die vermoosten Steine, und irgendwo weiter draußen am Hafen ächzte eine Kette, als werde auch in dieser späten Stunde noch an einer Last gezogen, die nicht bis zum Morgen warten durfte. Hier aber war es stiller als in allen Räumen, in denen Serada ya Taldron

und Leomar di Serradal einander zuletzt begegnet waren. Kein Duft von Rosen, kein Murmeln aus Salons, kein Federkratzen hinter Amtswänden. Nur kalte Luft, nasser Stein, der Geruch von altem Holz und Salz, und über allem jene beklemmende Stille, die ein Ort annimmt, wenn zwei Menschen dorthin kommen, weil sie glauben, dass ihnen dort endlich niemand ins Wort fallen könne.

Serada war zuerst da. Sie stand dicht an der Mauer des Lagerhauses, den Mantel eng um die Schultern gezogen, obwohl die Nacht nicht schneidend war. Das Tuch schützte sie nicht vor Kälte. Es gab ihren Händen nur etwas zu tun, damit sie nicht zitterten. Seit dem Vormittag im Vorraum des Siebengerichts war ihr, als habe jede Stunde des Tages ein weiteres Band um ihre Brust gelegt. Der Randvermerk, der auf ihrem Namen lag. Colmions stille Drohung, die Vermittler nicht länger zu halten. Alvéras Schutz, der sie deckte und zugleich festschrieb. Und über allem Leomars Blick aus dem Empfangsraum auf Paradisela, hart vor Kränkung und doch noch immer offen genug, dass sie ihn gerade darum nicht vergessen konnte. Sie hätte nicht kommen sollen. Schon der Gedanke an dieses Treffen war eine Torheit. Aber das Wissen darum hatte sie nicht zu Hause gehalten.

Als sie seine Schritte hörte, erkannte sie ihn, noch ehe er aus der Schattenlinie des Speichers trat. Leomar ging langsam, als sei ihm zum ersten Mal seit Tagen bewusst geworden, dass Hast nicht jedes Elend verkürzt. Der Mond traf ihn nur halb, auf Stirn, Wange und die obere Kante seines dunklen Rocks. Der Rest blieb im Grau der Nacht. Er trug keinen Mantel, nur ein schweres Obergewand, das an den Schultern noch den Geruch von Hafen und kalter Luft mitbrachte. Einen Augenblick standen sie einander gegenüber, getrennt durch kaum drei Schritte und alles, was sich seit jener Nacht zwischen sie geschoben hatte.

„Du bist gekommen“, sagte Leomar.

Es war kein guter Anfang. Zu viel lag schon in diesen drei Worten: Erleichterung, Vorwurf, Staunen darüber, dass sie sich trotz allem hier einfand. Serada hörte es und hasste sogleich, dass ihr Herz auf diesen Ton antwortete, ehe ihr Verstand die Worte wog. „Nur für kurze Zeit“, erwiderte sie. Schon während sie sprach, wusste sie, dass auch dies ein Fehler war. Nicht weil es unwahr gewesen wäre. Sondern weil jede Vorsicht in seiner Gegenwart klang, als wäge sie ihn gegen anderes auf.

Leomar blieb stehen, wo er war. Gerade das war neu. Noch vor wenigen Tagen hätte er die drei Schritte zwischen ihnen ohne Zögern genommen, hätte Nähe erzwungen, wo ihm Klarheit verweigert worden war. Nun hielt er Abstand, und dieser Abstand war schlimmer als jedes Drängen. „Dann will ich nicht mit Umwegen verderben, was uns ohnehin schon in den Händen fault“, sagte er. Die Worte kamen rau, aber nicht laut. „Ich weiß nur noch eines: So wie jetzt kann es nicht bleiben.“

Serada hob das Kinn. „Als läge es allein an mir, wie es jetzt ist.“

„Nein.“ Er lachte nicht. Ein kurzes, müdes Ausatmen war alles. „Nicht allein. Aber du machst aus jedem offenen Augenblick eine Mauer, und wenn ich dagegen schlage, nennst du mich roh.“

Das traf. Eben darum wurde sie kalt. „Weil du roh bist, wenn du vor Zeugen forderst, was nicht vor Zeugen gesagt werden kann.“

Er hätte darauf auffahren können. Stattdessen trat er erst jetzt einen halben Schritt näher. „Dann sag es ohne Zeugen“, entgegnete er. „Hier. Jetzt. Sag nur einmal, dass ich mich irre. Sag, dass all das dort“ – er hob die Hand nicht, doch der kleine Ruck seines Kopfes meinte Paradisela, Alvéra, die Blicke der Stadt – „nicht das ist, wonach es aussieht.“

Wieder lag die Möglichkeit offen vor ihr, so schmal und gefährlich wie ein Steg über schwarzem Wasser. Sie hätte ihm sagen können,

dass Alvéras Schutz sie nicht freigemacht, sondern enger gebunden hatte. Dass das weiße Band im Palast, der Randvermerk und Colmions Druck sie an Stellen trafen, von denen er nichts wusste. Dass sie nicht aus Kälte schwieg, sondern weil jedes offene Bekenntnis jetzt neue Hebel gegen sie schaffen konnte. Sie wollte es. Sie spürte den Wunsch bis in die Kehle. Und doch kam etwas anderes aus ihr hervor.

„Es geht nicht um Aussehen“, sagte sie. „Es geht um Gefahr.“

Leomars Blick veränderte sich. Nicht weicher. Schärfer. „Gefahr“, wiederholte er. „Ja. Davon weiß ich etwas. Mehr, als dir lieb sein mag.“ Er zog eine Hand aus dem Gürtel und öffnete die Finger, als halte er etwas Unsichtbares darin. „Am Hafen fragt man nach alten Dingen. Nach Namen, nach Waren, nach Zusagen, die besser im Dunkel geblieben wären. Ein falscher Schritt, und ich verliere mehr als bloß guten Schlaf.“

Damit hatte er zum ersten Mal einen Teil seiner Not vor sie gelegt. Nicht den Kern. Nicht Darios Namen, nicht die alte Ladung in allem Einzelnen. Aber genug, dass sie spürte, wie wahr der Satz war. Und doch brachte auch diese Wahrheit sie nicht zur Öffnung, sondern nur zu neuer Angst. Wenn schon seine Lage brüchig war, was würde dann aus ihm werden, wenn er noch näher an sie rückte, deren eigener Boden unter den Füßen nachgab?

„Dann siehst du selbst“, sagte sie hastiger, als sie wollte. „Dann begreifst du doch, dass wir nicht weiter Öl ins Feuer gießen dürfen.“

„Wir?“ Nun wurde seine Stimme dumpfer. „Du sprichst, als sei ich eine schlechte Fracht, die man bei Nacht umladen muss, ehe der Zöllner fragt. Es geht nicht um Öl. Es geht um uns.“

„Es geht auch um anderes.“

„Dann nenne es.“

Sie tat es nicht. Sie konnte nicht. Der Palast, der Randvermerk, die kleine Fristdehnung zugunsten ihrer Familie, Colmions Drohung, das Mandat, das schon jetzt aus rotem in weißes Band geglitten war – all das stand in ihr wie ein dichtes Dornwerk. Aber sie brachte keinen dieser Namen über die Lippen. Denn in dem Augenblick, da sie ihn auch nur halb hineinließ, wäre ihre Verwundbarkeit nicht mehr allein die ihre gewesen. Sie hätte ihn in dasselbe Netz gezogen, und vielleicht hätte sie gerade damit getan, was sie am meisten fürchtete: ihn an eine Frau zu binden, deren Nähe nur noch Schaden brachte.

„Es gibt Dinge, die ich dir nicht sagen kann“, sagte sie schließlich.

Leomar senkte für einen Herzschlag die Lider. Als er sie wieder hob, war der Ausdruck in seinem Gesicht müder als zuvor. „Da sind wir also wieder“, sagte er leise. „Immer gerade so weit, dass ich glauben soll, es sei mehr da. Nie weit genug, dass ich darauf stehen kann.“

Serada spürte den Stoß bis tief in den Leib. „Und was tust du anders?“ fragte sie. „Du sprichst von Gefahr und nennst doch keinen Namen. Du verlangst Offenheit von mir und bringst selbst nur halbe Sätze.“

Zum ersten Mal an diesem Abend fuhr etwas Helles und Hartes in seine Miene. „Weil ich nicht will, dass du mich ansiehst wie einen Mann, der sich an dich hängt, nur weil sein Schiff Wasser zieht.“

Nun war es gesagt. Nicht ganz. Aber nah genug. Serada wusste im selben Augenblick, dass darin mehr Wahrheit lag, als ihm lieb war, und mehr Ungerechtigkeit, als ihr zustand. Denn sie hatte genau dies gefürchtet, seit er nach jener Nacht mit so drängender Stimme um ein weiteres Treffen gebeten hatte. Dass er Bindung

suchte, weil der Boden unter ihm nachgab. Dass sie für ihn nicht nur Frau, sondern Anker sein könnte. Eben diese Möglichkeit hatte ihren Stolz, ihre Scham, ihre Vorsicht von Beginn an so scharf gemacht.

„Und wenn ich genau das glaube?“ fragte sie, ehe sie sich halten konnte. „Wenn ich glaube, dass du gerade jetzt so dringend nach mir greifst, weil dir anderes entgleitet?“

Die Worte standen zwischen ihnen wie eine Ohrfeige. Leomar wich nicht zurück. Das machte es schlimmer. „Dann hältst du mich für ärmer, als ich bin.“

„Nein“, sagte sie. „Ich halte dich für verzweifelt.“

Einen Atemzug lang geschah gar nichts. Dann fuhr Leomar mit der Hand durch das Haar und wandte sich halb vom Wasser weg, als müsse er einen Schlag in den Stein geben, um nicht in die Nacht zu brüllen. „Verzweifelt“, wiederholte er. „Ja. Vielleicht. Und du? Was hältst du von dir, Serada? Für so rein in deiner Vorsicht, dass jede Kälte Tugend wird? Du nimmst Schutz, wo er dir nützt, und nennst es Not. Du lässt mich stehen und nennst es Pflicht. Sag mir nicht, dass nur ich aus Angst handle.“

Nun war auch ihre Beherrschung gebrochen. Nicht laut, nicht mit Geschrei, aber auf jene gefährliche Weise, in der die Stimme erst leiser wird, ehe sie wirklich schneidet. „Ich handle, weil ich fallen kann“, sagte sie. „Nicht in Gerede nur. Wirklich fallen. Aus dem Amt. Aus dem, was meiner Familie noch bleibt. Aus allem, was ich mir mit Jahren verdient habe. Ein falsches Wort, eine falsche Nähe, und ich stehe im Licht da wie eine Frau, die nicht mehr unterscheiden kann zwischen Begehren und Vorteil.“

Das war mehr, als sie hatte sagen wollen. Und noch immer doch nicht genug. Leomar sah sie an, lange, als taste er in ihrem Gesicht



nach dem Teil, den sie weiterhin verschloss. „Dann ist es also der Stand“, sagte er am Ende. „Immer wieder der Stand.“

„Es ist nicht nur der Stand.“

„Aber er sitzt zwischen uns wie ein dritter Mensch.“

Sie wollte widersprechen. Konnte es nicht. Denn auch wenn es nicht nur der Stand war, so saß er doch dort, zusammen mit all dem anderen, das sie nicht nannte. Gerade ihr Schweigen bestätigte ihm, was er halb wusste und halb fürchtete. Leomar trat nun doch noch einen Schritt näher. Sie roch seine Haut, kalte Luft, ein Rest von Wein, Hafen, etwas Metallisches. Das nahm ihr beinahe die Kraft aus den Knien. Er hob die Hand, als wolle er ihr über die Wange streichen, ließ sie aber mitten in der Bewegung sinken. Dieser abgebrochene Zug tat mehr weh als eine wirkliche Berührung.

„Ich hätte dir alles gegeben, was in mir gerade noch aufrecht steht“, sagte er rau. „Auch wenn es wenig war. Vielleicht gerade dann. Aber du siehst darin nur Rechnung.“

Serada schloss für einen Augenblick die Augen. „Und du siehst in jedem meiner Rückzüge nur Berechnung“, erwiderte sie. „Nie die Furcht. Nie die Enge. Nie den Preis.“

„Weil du ihn nicht nennst.“

„Weil ich ihn nicht nennen kann.“

Da standen sie. Dicht genug, dass ihre Schatten ineinander fielen, und doch weiter voneinander entfernt als an jenem ersten Morgen. Jeder hatte nun eine wirkliche Gefahr genannt. Er die nach alter Schuld, Hafen, drohendem Verlust. Sie die nach Amt, Namen, Sturz aus allem, was sie trug. Und doch hatten beide den

Kern zurückgehalten. Gerade deshalb half die Wahrheit nicht. Sie rührte nur an die Wunde und ließ sie offener bluten.

Leomar atmete einmal tief durch. Als er wieder sprach, war der rohe Ton fort. Das machte die Worte nur härter. „Vielleicht ist das alles, was zwischen uns übrig ist“, sagte er. „Dass du dich vor meinem Untergang fürchtest und ich mich vor deiner Kälte.“

Serada schüttelte den Kopf. „Nein. Es ist schlimmer.“

„Dann sag es.“

Sie hätte sagen können: Ich will dich. Gerade darum stoße ich dich fort. Sie hätte sagen können: Wenn ich dich jetzt wähle, verliere ich vielleicht alles, und wenn ich dich nicht wähle, verliere ich etwas, das nicht wiederkehrt. Sie hätte sagen können: Alvéras Schutz ist eine Fessel, Colmions Drohung ein Messer, der Palast kein sicherer Ort mehr. Sie sagte nichts davon. Stattdessen trat sie einen Schritt zurück. Der Abstand, der dadurch zwischen ihnen aufriss, war klein. Er wirkte wie ein Schnitt.

„Wir müssen es enden lassen“, sagte sie.

Leomar lachte diesmal wirklich, aber ohne Freude. Nur ein kurzer, wundgeriebener Laut. „Müssen“, wiederholte er. „Du meinst: Du willst es so nennen, damit es nicht wie Weglaufen klingt.“

„Und du willst es Liebe nennen, damit es nicht wie Griff nach Halt aussieht.“

Das war der Satz, den sie beide nicht mehr zurücknehmen konnten. Leomar zuckte, als hätte sie ihn mit der flachen Hand getroffen. Dann wurde sein Gesicht auf eine Weise still, die Serada augenblicklich bereute. Nicht aus Versöhnung. Aus Abwehr. „Gut“, sagte er. „Wenn das ist, was du von mir glaubst,

dann behalte es. Und behalte auch deinen Schutz, deine hellen Räume und alle geordneten Abstände. Ich werde dich nicht wieder um Wahrheit bitten.“

Serada hätte ihn festhalten wollen. Nicht am Ärmel, nicht mit der Hand. Mit einem Wort. Nur einem. Doch gerade jetzt war die Kehle wie zugeschnürt. Stolz, Scham, Liebe, Angst – alles lag darin wie ein Knoten. Sie brachte nur hervor: „Und ich werde mich nicht einmal, vor allen von dir, zur Münze deiner Not machen lassen.“

Das traf ihn endgültig. Sie sah es. Er antwortete nicht sofort. Sein Blick ging an ihr vorbei aufs Wasser, als müsse er erst dort draußen etwas beruhigen, das in ihm zu stark geworden war. Als er sich wieder zu ihr wandte, war keine Bitte mehr in seinem Gesicht, keine Hoffnung, nicht einmal offene Wut. Nur Müdigkeit und eine Härte, die aus zu tiefer Verletzung geboren wird. „Dann sind wir fertig“, sagte er.

Diesmal widersprach sie nicht.

Leomar ging zuerst. Nicht rasch, nicht taumelnd. Gerade genug beherrscht, dass der Weggang wie Entscheidung aussah und nicht wie Flucht. Serada blieb an der Mauer stehen, bis seine Schritte hinter der Ecke des Lagerhauses verklungen waren. Dann erst merkte sie, dass ihre Beine zitterten. Sie legte die Stirn für einen Augenblick gegen den kalten Stein und atmete den Geruch von Salz, Moder und Nacht ein, als könne der Uferweg ihr etwas von dem Gewicht abnehmen, das auf einmal in ihr lag.

Doch nichts wurde leichter. Sie hatten einander nicht verloren, weil nichts mehr zwischen ihnen gewesen wäre. Sie hatten sich getrennt, weil zu viel zwischen ihnen lebte und jeder von ihnen es auf die falsche Weise schützen wollte. Er mit Drängen und verwundetem Stolz. Sie mit Schweigen und kalter Form. Auf dem

Weg zurück in die dunkleren Gassen Belhankas wusste Serada, dass diese Nacht keine Klärung gebracht hatte, sondern einen Riss, der sich nicht mehr mit vorsichtigen Worten überbrücken ließ. Und doch blieb selbst in diesem Riss noch alles, was sie vernichten wollte: Erinnerung, Begehren, Zorn und die schreckliche Gewissheit, dass keiner von beiden dem andern wirklich geglaubt hatte.

---

Zwei Tage gingen über Belhanka hin, ohne dass zwischen Serada ya Taldron und Leomar di Serradal ein Wort fiel. Die Stadt atmete weiter, als sei nichts geschehen. Im Palast der Republik knirschte Sand über frischer Tinte, Vorzimmerdiener trugen Bündel von einer Kammer zur anderen, und auf den Gängen blieb jene trockene Geschäftigkeit, die sich auch von heimlichen Erschütterungen nicht lange aufhalten lässt. Am Hafen wiederum wurden Kisten geschichtet, Seile geworfen, Fässer gerollt, und das Wasser schlug in derselben gleichgültigen Geduld gegen Pfähle und Stein wie an jedem andern Tag. Nur in den beiden Menschen, die einander mieden, war nichts wieder an seinen Ort zurückgekehrt. Gerade die Trennung beendete die Nähe nicht. Sie entzog ihr nur die Stimme und machte sie dadurch anstößiger, unberechenbarer, tiefer in Leib und Denken vergraben.

Am ersten dieser Tage saß Serada im Aktenraum des Palasts an einem langen Tisch nahe dem hohen Fenster zur Ostseite, wo das Licht am Vormittag am klarsten auf die Blätter fiel. Vor ihr lagen drei Mappen aus grauem Karton, ein Bündel loser Eingaben, das kleine Messer zum Aufschneiden von Fäden und ein Schälchen mit Sand, dessen heller Staub am Rand bereits eine feine Kruste gebildet hatte. Der Raum roch wie immer nach Papier, Kalk, Wachs und jener trockenen Kühle, die alte Mauern auch im

Sommer festhielten. Zwei Schreiber arbeiteten schräg gegenüber, einer hustete mit der Geduld eines Mannes, der seine Schwäche längst in den Dienst geordnet hatte, die andere zählte mit leisen Lippenbewegungen Fristen nach, ohne dabei den Kopf zu heben. Alles war gewohnt. Alles hätte Serada tragen müssen wie sonst auch.

Sie tat es zunächst. Ihre Hände glitten sicher über die Blätter, trennten Vorlagen von Abschriften, ordneten Randvermerke nach Lauf und Woche, schrieben in sauberer, ruhiger Hand eine Bemerkung zur Sichtung eines alten Bündels. Wer sie in dieser ersten Stunde gesehen hätte, mochte glauben, die Befragung im Vorraum des Siebengerichts habe sie zwar angegriffen, aber nicht gebrochen. Gerade diese äußere Verlässlichkeit hatte Serada ein Leben lang geschützt. Sie verstand es, Unruhe in Formen zu zwingen, bis sogar sie selbst beinahe daran glaubte, es gebe sie nicht mehr.

Dann trat die jüngere Dienerin des Nebenraums mit einer kleinen Tonampulle ein, um sie an den Tisch des inneren Schreibers zu bringen. Schon beim Öffnen der Tür geriet etwas Fremdes in die trockene Luft des Aktenraums. Kein lauter Duft. Nur ein schmaler, süßer Hauch, fein genug, um übersehen zu werden, wenn ein Herz nicht längst darauf wartete, verletzt zu werden. Rosenöl. Nicht einmal viel. Vielleicht war die Ampulle an einer Naht nicht ganz dicht, vielleicht hatte die Dienerin einen Tropfen an den Fingern. Für die andern im Raum mochte es bloß ein angenehmer Hauch gewesen sein, ein versehentliches Zugeständnis der Welt an etwas Weicheres als Pergament und Pflicht. Serada hingegen traf der Geruch wie ein Schlag tief unter das Brustbein.

Sie sah nicht mehr den Aktenraum. Für einen einzigen, gefährlichen Augenblick sah den Landungssteg zwischen Jardinata und Paradisela im späten Licht, das niedrige Boot mit

den Rosenkörben am Wasser unter der Kaimauer, Leomars Hand, die ihren Fingerknöchel streifte, als er die kleine Nachricht entgegennahm. Im selben Zug drängte sich ihr der Abend am Uferweg auf: kalter Stein, seine Stimme im Dunkel, der Satz über Liebe und Halt, ihr eigener Stoß, härter, als sie ihn je hatte sagen wollen. Die Erinnerung kam nicht geordnet. Sie brach in Geruch, Haut, Blick und Scham über sie, und ehe sie sich fassen konnte, lag ihre Hand schon still auf dem Blatt, statt weiterzuschreiben.

„Serada?“ fragte die Schreiberin gegenüber, ohne aufzublicken. Nur das Ausbleiben des Kratzens ihrer Feder hatte sie aufmerksam gemacht.

„Nichts“, sagte Serada zu rasch.

Gerade das machte die Störung größer. Sie griff nach dem nächsten Blatt, verlas sich in der Zeile, setzte den Randvermerk an falscher Stelle und musste das Zeichen wieder mit Sand trocknen, ehe sie es noch einmal sauber zog. Das war kein großer Fehler. Im Palast geschahen solche Dinge täglich. Aber nicht bei ihr. Der Hustende am Nebentisch hob kurz den Kopf. Nicht neugierig. Eher mit jener stillen Art von Überraschung, die Menschen einander nicht zeigen wollen und gerade deshalb schlecht verbergen. Serada spürte es und hasste den Duft im Raum mit einer Heftigkeit, die keinem Tropfen Öl gebührt hätte.

Sie zwang sich zur Ruhe, doch die Hände gehorchten ihr nur halb. Das Pergament knisterte unter ihren Fingern, als trüge es Widerstand in sich. Auf dem nächsten Blatt übersah sie eine kleine Datierung am Rand, auf dem übernächsten schob sie eine Abschrift irrtümlich zurück in das Bündel der Vorlagen. Erst als die ältere Schreiberin am Tischende mit einem höflichen, beinahe zu höflichem Ton fragte, ob sie die Sache lieber bis nach dem Mittagsläuten ruhen lassen wolle, merkte Serada, wie sichtbar ihre Unordnung geworden war.

„Nein“, sagte sie und stand im selben Atemzug doch auf. „Nur frische Luft.“

Es war erbärmlich, wie ihr schon der eigene Satz vorkam. Frische Luft. Als läge es bloß daran. Sie ging mit gefasstem Schritt bis zur Tür, erst dort merkte sie, dass sie das Messer zum Aufschneiden noch in der Hand hielt. Rasch legte sie es auf den Fenstersims, ehe jemand etwas dazu sagen konnte. Dann trat sie in den kühleren Gang hinaus. Dort blieb sie nicht stehen. Sie ging weiter bis zur kleinen Nische am Ende des Umgangs, wo ein schmales Fenster auf den Hof hinausführte. Unten plätscherte der Brunnen. Ein Bote lief mit einem verschnürten Bündel über die Steinplatten. Nichts hatte sich verändert. Nur in ihr war plötzlich alles zu eng.

Sie lehnte die Stirn für einen Augenblick gegen den kühlen Fensterrahmen. Rosenöl. Es war lächerlich. Es war entsetzlich. Sie hatte im Vorhof des Lyceums vor Zeugen standgehalten, im Beratungszimmer Colmions Drohung beantwortet, im Vorraum des Siebengerichts einen Randvermerk ertragen, der ihr die Luft aus den kommenden Wochen zog. Und nun war es ein kaum wahrnehmbarer Duft, der sie aus der Ordnung warf wie ein unerzogenes Mädchen. Gerade diese Lächerlichkeit beschämte sie am meisten. Denn sie bewies, dass die Trennung nichts gebändigt hatte. Sie hatte Leomar nicht hinter sich gelassen. Sie hatte ihn nur in jene Regungen verbannt, die sich im falschen Augenblick selbständig machten.

Als sie an den Tisch zurückkehrte, war der Geruch schon fast verflogen. Doch der Schaden blieb. Die ältere Schreiberin sagte nichts mehr, legte ihr jedoch ein neu geordnetes Bündel hin, als wolle sie ihr die nächsten Handgriffe leichter machen. Es war eine Freundlichkeit. Gerade deshalb stach sie. Serada arbeitete weiter, stiller als zuvor, aber nicht mehr mit der alten Sicherheit. Jede Zeile verlangte nun bewusste Anstrengung, wo früher

Gewohnheit genügt hatte. Gegen Mittag war sie fertig, und doch wusste sie, dass ihr die halbe Arbeit nur gelungen war, weil andere sie mit ihren Blicken schonender behandelten, als sie es verdiente. Das war vielleicht die schlimmste Erkenntnis dieses Vormittags: Nicht einmal ihre Leistung gehörte ihr an diesem Tag noch ganz.

Zur selben Stunde, nur wenige Gassen und eine Welt von Geruch und Ordnung entfernt, stand Leomar im kleinen Verhandlungsraum hinter seinem Kontor, wo zwei Händler aus dem Binnenland und ein Kahnführer mit ihm über die Weitergabe einer Weinladung sprachen. Der Raum hatte niedrige Balken und ein einziges Fenster, durch das das Licht auf die Tischkante fiel, sonst aber wenig Gnade in die Luft brachte. Auf dem Tisch lagen Gewichtslisten, ein Musterbeutel mit getrockneten Kräutern, eine Bleiplombe und ein angefeuchtetes Tuch, mit dem der Kahnführer sich von Zeit zu Zeit über Nacken und Stirn fuhr. Es roch nach Leder, Salz, Weinhefe und Menschen, die zu lange in ihren Kleidern gearbeitet hatten.

Leomar hatte in den letzten zwei Tagen sein Gesicht wieder fester tragen gelernt. Nicht im Innern, nur nach außen. Er sprach knapp, stellte die richtigen Fragen nach Menge, Wasserstand und Frist, ließ einen unverschämten Vorschlag des einen Händlers mit einer einzigen kalten Bemerkung ins Leere laufen und nahm eine günstigere Zusage entgegen, ohne erkennen zu lassen, wie sehr mancher Verlust der letzten Tage ihm noch auf den Schultern saß. Wer ihn dort sah, mochte meinen, der Hafen habe ihn wieder ganz unter sich genommen. Das Geschäft war ein gutes Kleid, solange es hielt.

Der Kahnführer, ein breitschultriger Mann mit vernarbter rechter Hand, beugte sich über den Plan der Verladung, um ihm eine Änderung am Liegeplatz zu zeigen. Dabei streifte sein nasser Ärmel Leomars Handrücken nur ganz flüchtig. Es war nichts. Eine beiläufige, zufällige Berührung, wie sie in engen Räumen



dutzendfach geschieht. Doch Leomars Leib reagierte darauf, ehe der Verstand auch nur begriff, weshalb. Nicht der Kahnführer selbst war es, gewiss nicht. Es war die Erinnerung, die sich aus dieser einen unerwünschten Nähe erhob wie ein aufgescheuchter Vogel: Seradas Finger an am Geländer, ihre Wärme in jener ersten Nacht, der Moment am Uferweg, als ihre Schatten ineinander fielen und seine Hand an ihrer Wange gescheitert war.

Leomar zog die eigene Hand so scharf zurück, dass die Bleiplombe vom Tisch rollte und mit trockenem Laut auf die Dielen fiel. Alle drei Männer sahen auf. Der Kahnführer murmelte etwas von Verzeihung und wollte sich wieder über den Plan beugen. Doch Leomar war schon aufgestanden. Zu rasch. Der Stuhl kratzte hart über das Holz. „Lasst es“, sagte er, und seine Stimme war nicht laut, aber so gespannt, dass selbst der Kräuterhändler mit dem dünnen Bart die Hände vom Musterbeutel nahm.

„Herr di Serradal?“ fragte der ältere der beiden Händler. „Es ging nur um den Pfahl dort am—“

„Ich habe gesagt, lasst es.“

Nun war es geschehen. Ein unverständlicher Ton in einem Augenblick, der keinen verlangte. Leomar merkte es sofort. Aber die Erkenntnis half nicht. Die Berührung brannte noch auf seinem Handrücken, nicht als Gegenwart, sondern als Erinnerung, und gerade das machte ihn unbeherrscht. Er ging zwei Schritte zum Fenster, tat, als müsse er nach dem Wasserstand sehen, und starrte in Wahrheit nur auf die matte Helligkeit draußen, bis die Stimmen hinter ihm ganz verstummt waren.

„Ist etwas mit der Fracht?“ fragte der Kahnführer endlich vorsichtig.

Leomar fuhr herum. Einen Herzschlag lang wollte er etwas Hartes sagen, etwas, das die Männer auf Abstand hielt und seine eigene Blöße in Ärger verwandelte. Er biss den Satz zurück. Auch darin lag keine Größe. Nur das späte Begreifen, dass ein weiterer falscher Ton ihn heute teurer zu stehen kommen konnte, als er noch zu zahlen hatte. „Nein“, sagte er und hörte selbst, wie hohl das Wort fiel. „Es ist nichts mit der Fracht. Wir vertagen den Handel auf morgen.“

Der ältere Händler blinzelte. „Auf morgen? Aber die Kahnleute warten. Und Ihr habt den Preis eben—“

„Auf morgen“, wiederholte Leomar. Diesmal leiser. Das machte es nicht besser. Der Kahnführer hob die vernarbte Hand, ließ sie wieder sinken und sah den beiden Händlern an, dass keiner von ihnen verstand, was hier gerade geschah. Sie sahen nur das Ergebnis: eine bereits fast geschlossene Verabredung, die ohne erkennbaren Grund ins Leere fiel. Im Hafen war solches Verhalten nicht bloß wunderlich. Es kostete Vertrauen.

Der Kräuterhändler sammelte langsam seine Beutel zusammen, als wolle er dem Vorgang wenigstens den Schein gemessener Ordnung lassen. Der ältere murmelte, morgen könne der Preis ein anderer sein. Der Kahnführer nickte kaum merklich, nicht aus Zustimmung, eher aus jener schweigenden Vorsicht, mit der Männer eine plötzliche Laune ihres Auftraggebers zur Kenntnis nehmen und sogleich innerlich gegen künftige Verbindlichkeit verrechnen. Nichts davon wurde laut. Doch Leomar sah es in jedem Handgriff.

Als die drei gegangen waren, blieb die Bleiplombe noch immer am Boden liegen. Er hob sie nicht sofort auf. Er stand eine Weile am Tisch, die Hände auf die Kante gestützt, und sah den feuchten Abdruck, den der Ärmel des Kahnführers auf dem Verladeplan hinterlassen hatte. Ein dunkler Strich nur. Nichts Bedeutendes.

Und doch hatte dieser Strich genügt, um aus ihm einen Mann zu machen, der ein halbes Geschäft fallen ließ, weil eine fremde Haut ihn an die falsche erinnerte.

Beljan trat wenig später in den Raum, um nach der Besiegelung der Verabredung zu fragen. Als er die offenen Listen und die noch ungesiegelten Bleiplomben sah, blieb er stehen. „Sind die Herren fort?“ fragte er.

„Auf morgen vertagt“, sagte Leomar.

Beljan nickte, doch seine Stirn blieb in Falten. Er sagte nichts weiter. Auch dieses Schweigen war ein Spiegel, in den Leomar nicht sehen wollte. Der junge Schreiber hatte in den letzten Tagen schon genug plötzliche Richtungswechsel, genug aufgeschobene Antworten und genug unnötige Verluste aus nächster Nähe erlebt. Nun kam ein weiterer hinzu, ohne Grund, den man hätte niederschreiben können. Leomar war nicht der Einzige, der die Kosten seiner inneren Unordnung trug.

Er hob schließlich doch die Bleiplombe auf, legte sie auf den Tisch zurück und strich mit dem Daumen über den Rand, bis das Metall warm wurde. Dann ging er hinaus in den schmalen Gang über dem Kontor, wo das Stimmengewirr des Hafens dumpfer heraufstieg als sonst. Unten rief jemand nach einem Tau. Ein Kind lachte. Ein Fass rollte über Stein. Das Leben lief weiter. Nur in ihm blieb jener kurze, beschämende Augenblick hängen, in dem eine fremde Berührung ihn entlarvt hatte. Er begriff nun, was Serada vielleicht schon früher gewusst hatte: Trennung ist kein Heilmittel. Sie nimmt dem Verlangen nur die erlaubte Form und zwingt es, sich im schlechtesten Augenblick zu zeigen.

Am Abend dieses zweiten Tages arbeiteten beide wieder an dem, was ihre Welt von ihnen verlangte. Serada beugte sich über Fristen und Randvermerke, Leomar über Ladungslisten und

Rechnungen. Nach außen hin war alles stiller geworden. Kein weiteres Treffen, kein Streit, keine falsche Szene vor Zeugen. Und doch war gerade diese Stille von Schaden erfüllt. Denn sie brachte keine Ordnung hervor, sondern nur ein feineres Zittern. Serada verlor an Sicherheit im Amt. Leomar an Verlässlichkeit im Geschäft. Weder das eine noch das andere war groß genug, um sofort offen zu stürzen. Eben darum war es gefährlich. Es war das Nachbeben eines Risses, der noch nicht das Haus sprengte, aber längst durch seine Wände lief.

---

Der nächste Prüftag hob sich kühl und bleich über Belhanka, und schon am frühen Vormittag lag über dem Palast der Republik jene gespannte Nüchternheit, die einen Ort ernster macht als jede feierliche Drohung. Die Sonne stand hoch genug, um den inneren Hof in hartes Licht zu tauchen, doch in den Fluren und Vorzimmern blieb die Luft kühl, nach Kalk, Wachs, Staub und altem Papier riechend. Schreiber gingen mit verschnürten Bündeln zwischen den Kammern, ein Bote der inneren Pforte trug einen Kasten mit Siegeln, und im Umgang vor dem Vorraum des Siebenergerichts warteten Männer und Frauen mit jener gezwungenen Haltung, die allen gemeinsam ist, die spüren, dass ihr Name in fremden Händen leichter geworden ist als ihnen lieb sein kann. Nichts an diesem Morgen war laut. Gerade darum lag die Bedrohung in allem.

Serada ya Taldron saß in der kleinen Kammer neben dem Vorraum an einem schmalen Tisch, der zu niedrig für Würde und zu hoch für Erleichterung war. Vor ihr lagen nicht mehr die ganzen Bündel, nur noch zwei Vergleichsbögen, auf deren sauber gezogenen Linien man die Verschiebungen deutlicher sah, als sie es je inmitten der alten Läufe getan hatten. Die vergangenen Tage

hatten ihr Gesicht schmaler gemacht. Nicht, weil sie schlecht gegessen hätte. Es war jene andere Art des Verfalls, die aus Wachen, Rechnen und Verschweigen kommt. Ihre Hände lagen ruhig auf dem Holz. Nur an den Fingerknöcheln sah man, wie fest sie sie gegeneinanderhielt.

Colmion ya Taldron stand nicht neben ihr, sondern an der Wand, als habe er gelernt, dass sichtbare Nähe hier nur neuen Argwohn schärfen würde. Doch auch auf Abstand wirkte er nicht wie ein bloßer Verwandter, der zufällig im Haus zu tun hatte. Sein Mantel war sorgfältig gewählt, nicht prunkvoll, aber von jener stillen Güte des Stoffs, die guten Namen ein zweites Gewicht gibt. In der Hand hielt er nichts. Gerade dieses leere Halten verriet, wie sehr er bedacht war, heute nicht noch einmal als der Mann aufzufallen, der mit Pergament im falschen Augenblick in einen gerichtlichen Raum trat. Sein Gesicht blieb beherrscht. Dennoch konnte Serada nicht hinsehen, ohne den Druck seiner Gegenwart an der Schläfe zu spüren.

„Du musst jetzt weniger sagen als zuletzt“, murmelte er, ohne den Kopf ganz zu ihr zu wenden. „Wer sich in Erklärungen verfängt, legt dem Protokoll die Schlinge selbst um.“

Serada antwortete nicht. Nicht aus Gehorsam. Sie hatte nur nicht die Kraft, ihm zu sagen, dass jedes Wort aus seinem Mund sie in diesem Haus ärmer machte. Sie hasste es, dass ausgerechnet er ihr riet, Maß zu halten, nachdem er selbst mit seinem Erscheinen die Sache weiter in die Flure der Familien gezogen hatte. Doch der Hass half nicht. Heute musste sie tragen, was schon aufgeschrieben war.

Die Tür öffnete sich. Der Schreiber des Tribuns bat sie mit der trockenen Höflichkeit herein, die schon dadurch verletzen kann, dass sie nichts von der verletzten Person wissen will. Colmion blieb draußen zurück. Serada ging allein an den langen Tisch.

Diesmal saßen nicht dieselben drei Männer dort wie beim ersten Gespräch. Der Tribun war derselbe, gedrunken, scharf im Gesicht, mit jenem Ausdruck eingeübter Härte, der schon vor der ersten Frage wie ein Vorwurf wirkt. Der Volksadvokat zur Linken aber war ein anderer, jünger als der vorige, mit dunklem Bart und stillen Augen, die weniger wohlwollend als aufmerksam wirkten. Der Schreiber saß in der Mitte, das Protokollbuch aufgeschlagen, die Vergleichsbögen zur Rechten. Dahinter, ein wenig abgerückt, lag noch ein weiteres Blatt, das Serada auf den ersten Blick nicht kannte. Gerade dieses unbekannte Blatt zog ihr das Blut aus dem Gesicht.

Der Tribun begann ohne Umweg. Er sagte, der Vergleich der alten Läufe sei weitergeführt worden. Es habe sich kein unmittelbarer Beweis dafür gefunden, dass die anonyme Eingabe aus einem Kreis stamme, der mit dem Hafen oder mit bekannten Namen aus dem Umfeld des zuletzt unangenehm auffällig gewordenen Herrn di Serradal in Verbindung gebracht werden könne. Stattdessen ließen Schriftzug, Wendung und der Weg der Meldung eher auf eine innerstädtische Hand schließen, die Amtsdinge von fern genug kenne, um mit Zahlen zu locken, aber nicht nah genug sei, um sauber zu stechen.

Serada hörte den Satz und brauchte dennoch einen Herzschlag, bis seine ganze Bedeutung in sie sank. Also nicht Leomar. Nicht aus Kränkung. Nicht Dario in seinem Auftrag. Nicht der bittere Nachhall des Vorhofs, der sich in amtliche Bosheit verwandelt hatte. Die Erkenntnis traf sie nicht wie Erleichterung. Zuerst traf sie wie Scham. Denn sie hatte es geglaubt. Mehr als einmal. Nicht offen vielleicht, nicht in einem Satz vor Zeugen, aber doch tief genug, dass es ihr Handeln vergiftet hatte. Alles, was sie in ihm an verwundetem Stolz gesehen hatte, hatte sie zu einer Gefahr für ihre Akten gemacht. Nun saß sie hier und hörte, dass die Welt auf andere Weise böse gewesen war.

„Versteht Ihr, was das bedeutet?“ fragte der junge Volksadvokat.

Serada nickte, doch das genügte ihm nicht. „Sprecht“, sagte er.

„Dass ich den Ursprung der Eingabe falsch vermutet habe“, erwiderte sie.

„Und?“

Nun hob sie den Blick. Zum ersten Mal seit Tagen sprach sie nicht aus Vorsicht, sondern weil der Satz ohnehin schon zu spät kam. „Und dass ich jemandem Unrecht getan habe, ohne es zu sagen.“

Der Tribun machte sich keine Mühe, Mitleid zu zeigen. Er sagte nur, das Gericht sei nicht dazu da, innere Regungen zu richten, solange sie nicht in Taten ausgriffen. Was die Taten betreffe, bleibe der Sachstand unverändert: Der Hinweis auf das Mandat werde nicht wieder in das rote Band zurückkehren. Der Randvermerk bleibe. Eine förmliche Anklage werde vorerst nicht erhoben, wohl aber die Feststellung, dass in den betreffenden Tagen nicht mit jener Klarheit gehandelt worden sei, die ein solcher Tisch verlange. Das war kein Fallbeil. Es war etwas Schlimmeres. Eine saubere, kühle Streichung aus der engeren Hoffnung.

Der Schreiber zog nun das unbekannte Blatt nach vorn. Es war kein Protokoll der bisherigen Sache, sondern eine Abschrift aus einem anderen Haus: vom Hafenamt, versehen mit zwei kleinen Zeichen und dem Vermerk, dass eine laufende Kreditlinie für Leomar di Serradal bis auf weiteres ruhe, da Fragen der älteren Transportzusage und zweier Freigaben nicht hinreichend geklärt seien. Serada sah die Zeilen, und obgleich sie mit seinem Geschäft nur von weitem vertraut war, erkannte sie genug. Kreditlinie. Ruhe. Vorläufigkeit. Das hieß nicht bloß Ärger. Es hieß Atemnot in Gold. Zeit, die nun gegen ihn lief.

„Dieses Blatt betrifft Euch nicht amtlich“, sagte der Volksadvokat, „aber wohl in anderer Hinsicht. Der Name fiel im Zusammenhang mit der anmaßenden Vermutung, Herr di Serradal habe die Eingabe aus persönlicher Kränkung veranlasst. Das lässt sich nun nicht halten. Stattdessen wissen wir, dass der Herr anderwärts seine eigenen Schlingen um den Hals trägt.“

Es war keine Güte, dass er ihr dies sagte. Eher jene kühle Sachlichkeit des Hauses, das lieber Ordnung in alle Deutungen bringt, ehe ein Gerücht durch zu viele Gänge läuft. Doch für Serada öffnete sich in diesem Augenblick etwas, das sie zugleich entlastete und verwundete. Leomar hatte sie nicht in den Palast gezogen. Er war selbst in einem Netz, das sie nur halb geahnt hatte. Seine Hast nach Bindung, sein Drängen, seine Bitterkeit, all das bekam einen anderen Schatten. Nicht schöner. Aber menschlicher, als sie es sich in ihrer Kränkung hatte eingestehen wollen.

Noch ehe sie etwas dazu sagen konnte, klopfte es kurz an der Tür. Diesmal trat nicht Colmion ein, sondern der Schreiber des Vorraums, bleich vom Laufen, und meldete, draußen begehre ein Mann namens Dario Nementes kurz Gehör in einer Hafensache, die den Namen di Serradal und mittelbar eine frühere Vermutung im Haus betreffe. Schon der Klang dieses Namens ließ Seradas Nacken kalt werden.

Der Tribun runzelte die Stirn. Ein Mann wie Dario gehörte nicht an diese Schwelle. Gerade deshalb war sein Erscheinen von Gewicht. Der Volksadvokat sagte nach kurzem Überlegen, man werde ihn nicht in den Raum lassen, wohl aber im Nebengang durch zwei Ohren aufnehmen. Der Tribun nickte. Dann sah er Serada an und erklärte, auch dies werde nicht ihr Verfahren, wohl aber den Nebel um eine falsche Lesart betreffen. Sie könne bleiben, wenn sie wünsche. Sie könne auch gehen. Beide Wege seien erlaubt.



Serada blieb.

Man führte Dario nicht herein. Die Tür blieb angelehnt, und der Mann sprach vom Gang her, gerade laut genug, dass die Worte den Tisch erreichten. Seine Stimme war geschmeidig wie immer, und selbst in dieser halb gedämpften Form trug sie den widerwärtigen Ton eines Menschen, der mit fremder Gefahr Umgang pflegt wie andere mit Münzen. Er sagte, er begehre keinen Streit mit dem Palast. Er wolle nur vermeiden, dass ein falscher Verdacht an der falschen Stelle hängen bleibe. Herr di Serradal habe genug mit seiner eigenen alten Zusage an Ware und Namen zu tragen. Wer die Gerüchte um seine Transporte jüngst wieder genährt habe, sei nicht dieser Herr selbst, sondern die bloße Gelegenheit gewesen, die sich ergebe, wenn manche Leute zu viel über Rosenöl, Purpurballen und alte Abende wüssten und dieses Wissen nicht umsonst hielten.

Der Tribun stellte zwei scharfe Fragen. Dario antwortete ausweichend genug, um sich nicht zu fangen, und offen genug, um den Kern stehen zu lassen: Die Transportfrage sei von ihm und andern aus seinem Milieu gestreut worden, nicht weil Herr di Serradal es verlangt hätte, sondern weil ein Mann mit offener Flanke nun einmal zum Handel tauge. Damit sagte er mehr Wahrheit, als Serada lieb war, und weniger, als ein Gericht hätte fassen können. Es genügte dennoch. Zum ersten Mal stand schwarz vor ihr, dass die beiden Stränge ihres Unglücks nicht aus ein und derselben Bosheit wuchsen. Sie und Leomar waren nicht Jäger und Gejagte. Sie waren zwei Menschen, die in verschiedenen Netzen derselben Stadt hingen und einander gerade darum falsch gelesen hatten.

Nach wenigen Minuten wurde Dario fortgewiesen. Sein Name blieb im Raum wie der Geruch eines schlechten Markttages. Der Tribun sagte, mehr brauche das Haus hierzu nicht zu hören. Der Volksadvokat strich mit dem Finger einmal über den Rand des

fremden Blattes und sah Serada an, nicht unfreundlich, aber ohne Schonung. „Ihr begreift, was nun übrigbleibt?“ fragte er.

Serada brauchte nicht nachzufragen. Übrig blieb die Wahrheit, aber zu spät. Sie hatte Leomar Unrecht getan, und Leomar ihr vielleicht ebenso. Doch keine dieser Einsichten hob den Randvermerk auf. Keine trug das Mandat zurück in die engeren Gespräche. Keine legte seine Kreditlinie wieder frei. Wahrheit, sobald sie von den rechten Häusern erst nach dem Schaden ausgesprochen wird, ist in Belhanka selten Rettung. Sie ist nur Ordnung im Elend.

„Ja“, sagte sie.

Der Tribun erhob sich, zum Zeichen, dass für diesen Tisch nichts weiter zu gewinnen sei. Er sprach den förmlichen Satz, der einem Menschen weniger Trost lässt, als ein offener Tadel es manchmal vermag: Die Sichtung sei vorerst geschlossen. Die Niederschrift bleibe in den Akten. Über eine spätere Milderung werde nicht heute entschieden. Seradas Name bleibe bis auf weiteres aus der engeren Vorschlagsliste des Mandats genommen. Weiteres hänge von stiller Führung und künftiger Helle ab. So wurde ihr die Tür nicht zugeschlagen. Sie wurde ihr nur so weit angelehnt gelassen, dass sie die Scham des Wartens noch länger tragen musste.

Als Serada den Raum verließ, stand Colmion im Vorraum. Er fragte nicht laut. Doch sein Blick glitt sofort zu ihrem Gesicht, suchte die Antwort dort und fand genug. „Also?“ sagte er.

Serada blieb vor ihm stehen. Sie spürte plötzlich keinen Zorn mehr, nur eine Müdigkeit, die scharf geworden war. „Das Mandat ist fort“, sagte sie. „Vorläufig, wenn dir das weichere Wort lieber ist. Der Vermerk bleibt. Und der Mann, von dem ich glaubte, er habe mir aus Kränkung die Schlinge gezogen, hat seine eigene bereits um den Hals.“

Colmion verstand nicht alles. Das sah sie ihm an. Aber er verstand genug, um den Blick kurz zu senken. Vielleicht aus Rechnen, vielleicht aus echter Erschütterung. „Dann war er also nicht—“ begann er.

„Nein“, schnitt sie ihm das Wort ab. „Und das hilft niemandem mehr.“

Sie ging an ihm vorbei, ehe er antworten konnte.

Draußen im inneren Hof stand die Sonne nun steiler. Ein Bote lief über die Platten, ein Diener trug Wasser, zwei Schreiber stritten halblaut über die Lesung eines Namens. Alles war im Gang. Serada blieb an der Balustrade des Hofes stehen und legte die Hand auf den warmen Stein. Dort holte sie zum ersten Mal seit Tagen wirklich Atem, und selbst dieser Atem tat weh. Denn in ihm lag Klarheit. Nicht tröstlich, nicht reinigend. Nur klar. Leomar hatte sie nicht ans Gericht verraten. Seine Distanz war nicht bloß Herrschsucht, sondern auch die Bewegung eines Mannes gewesen, der selbst an mehreren Enden zugleich gehalten wurde. Und sie selbst hatte ihn nicht bloß aus Stolz zurückgestoßen, sondern auch aus Angst vor einem Fall, der nun doch gekommen war.

Vom Tor her wurde gerade ein neuer Besucher eingelassen. Serada wandte unwillkürlich den Kopf. Es war nicht Leomar. Nur ein Kontorschreiber mit versiegelter Rolle. Dennoch erschrak sie so heftig, dass sie die Finger fester um den Stein krallte. Sie brauchte einige Atemzüge, bis die Beklemmung wich. Gerade das zeigte ihr, wie wenig die neue Erkenntnis Frieden trug. Sie klärte. Sie heilte nicht.

Erst als sie weiterging, hörte sie zwei Schreiber hinter sich halblaut über eine andere Sache reden: eine suspendierte Kreditlinie im Hafen, vorläufig, bis zwei Freigaben geklärt seien.

Sie sprachen nicht seinen Namen. Sie mussten es nicht. Belhanka liebte es, einen Sturz in halbe Worte zu kleiden, solange die Richtung deutlich blieb. Serada ging schneller, nicht aus Würde, sondern weil sie fürchtete, sonst mitten im Hof stehen zu bleiben wie eine Frau, die zum ersten Mal begreift, dass man Wahrheit zwar spät finden kann, nie aber ungeschehen machen, was man mit der früheren Lüge aus Angst getan hat.

Als der Palast hinter ihr lag, war weder ihr Name gereinigt noch Leomars Boden gefestigt. Nur das Missverständnis hatte eine Gestalt verloren. Der Preis blieb. Eben darin lag die Grausamkeit dieses Tages.

---

Der Abend hing schwer über dem Kontorhof, und vom Hafen her zog jener gemischte Geruch aus nassem Tauwerk, fauligem Wasser, Pech, Weinrest und kaltem Eisen herauf, der an manchen Tagen wie bloße Arbeit roch und an andern wie eine Warnung. Zwischen den niedrigen Lagerhäusern lag der Hof halb im Schatten. Nur am Tor zum Kai stand eine hohe Eisenlampe, deren Flamme im Zugwind zitterte und das Pflaster in stumpfem Gelb glänzen ließ. Ein Karren mit leeren Fässern war an die Seitenmauer geschoben, daneben lagen zwei aufgerollte Segeltücher und ein Stapel Kisten mit eingebranntem Zeichen. Von draußen hörte man das Klatschen der Leinen gegen einen Mast, den Ruf eines späten Schiffsknechts und das matte Schaben eines Kahns am Stein. Es war die Stunde, in der Geschäfte, die bei Tag nicht gut aussehen, ihre eigentliche Gestalt gewinnen.

Leomar di Serradal stand nahe dem offenen Tor, eine Hand an den kalten Eisenbeschlag gelegt, als könne er auf diese Weise verhindern, dass ihm der Boden unter den Füßen weiter nachgab.

Seit dem Vormittag wusste er, dass die Kreditlinie wirklich ruhte. Nicht bloß als fernes Drohen. Wirklich. Der Geldgeber hatte die Antwort nur mit zwei Zeilen gegeben und darin mehr Härte getragen, als manche offene Beschimpfung je vermocht hätte. Bis zur Klärung der älteren Transportfrage und der beiden fraglichen Freigaben bleibe jedes weitere Entgegenkommen gesperrt. Dazu kam der gestrige geplatzte Handel, die Hundertachtzig Dukaten an Rhondral und das Schweigen mehrerer Männer, die sonst um diese Stunde längst im Hof nach den nächsten Fahrten gefragt hätten. Selbst die Luft schien dünner geworden zu sein.

Er war nicht allein. Dario Nementes lehnte an einer der Kisten, als gehöre der Schatten hinter ihr ihm schon länger als irgendeinem ehrbaren Kaufmann. Sein Wams war dunkler als sonst, der Kragen lose geschlossen, und in der Linken hielt er eine kleine Tonflasche, aus der er nicht trank, sondern nur von Zeit zu Zeit den Daumen über den Hals gleiten ließ. Gerade diese scheinbare Mühelosigkeit machte ihn gefährlich. Er sprach nicht sofort. Männer wie er wissen, dass Schweigen oft schon ein Teil des Preises ist.

„Es wird enger“, sagte er schließlich, als spräche er über den Schnitt einer Tür oder den Stand des Wassers. „Nicht nur in den Taschen. Auch in den Wegen.“

Leomar antwortete nicht. Er brauchte Dario nicht zu fragen, was gemeint war. Die Ruhe der Kreditlinie, das Wiederaufkommen der alten Warenfrage, die verschobenen Verträge, all das hing wie nasses Tuch an ihm. Eben deshalb hasste er es, dass der erste Mensch, der ihm an diesem Abend eine Form von Ausweg anbot, ausgerechnet dieser Mann war.

Dario stieß sich von der Kiste ab und trat ins Lampenlicht. „Manches ließe sich noch glätten“, sagte er. „Nicht vor einem Gericht, gewiss nicht. Aber vor den Mündern, die heute lauter

sind als gestern. Ein alter Mittelsmann kann verschwinden, wenn sein Wirt plötzlich bessere Gründe findet, ihm nichts mehr zu schenken. Ein Schreiber erinnert sich anders, wenn er den Sinn des Vergessens erkennt. Eine Spur in den Lagerlisten wird nicht ausgelöscht, aber sie kann zwischen anderen Spuren so verschüttet werden, dass niemand mehr Lust hat, den Finger darauf zu halten.“

Leomar wandte sich langsam zu ihm um. „Und was verlangst du dafür?“

Dario lächelte. Es war kein frohes Lächeln. Mehr die Bewegung eines Menschen, der sich bestätigt sieht, sobald die rechte Frage fällt. „Nicht viel“, sagte er. „Nur Verstand. Nur die Einsicht, dass ein Mann in deiner Lage sich nicht leisten kann, aus Stolz gegen die Hand zu schlagen, die ihm noch bleibt.“ Er hob die Flasche an, ließ sie aber wieder sinken. „Du würdest dich neu binden. Still. Nicht an mich allein. An den Kreis, der seit Jahren trägt, was die Stadt nur im Dunkel erträgt. Es gäbe wieder Fahrten. Nicht zu viele. Gerade genug, um alte Löcher zu stopfen. Dafür verschwindet das Gerede nicht ganz, aber es verliert Biss.“

Da war er, der Preis, nicht in Gold genannt, sondern in Treue, Schweigen und erneutem Schmutz. Leomar sah ihn klar. Sollte er einwilligen, gewann er vielleicht Zeit. Vielleicht sogar wieder Boden. Aber er müsste sich abermals an genau das Netz hängen, das ihn nun zu erdrosseln drohte. Er würde nicht nur Ware bewegen, sondern sich selbst. Und schlimmer noch: Er wüsste fortan, dass jeder Schritt, den er aus eigener Würde zu tun meinte, in Wahrheit mit Darios stiller Hand unterlegt wäre.

„Nein“, sagte er.

Dario hob kaum die Brauen. „Du hörst schlecht zu. Ich rede von Rettung.“

„Und ich rieche den Halsstrick darin.“

„Weil du ein Herr sein willst, wo du längst wieder rechnen solltest.“ Nun schärfte sich Darios Stimme ein wenig. „Du hast die Hundertachtzig Dukaten an Rhondral bezahlt wie ein Mann, der sich lieber selbst schneidet, als vor einer feinen Hand den Kopf zu senken. Gut. Stolz ist ein hübsches Tier. Aber davon zahlt kein Gläubiger seine Geduld. Also noch einmal: Ich kann dir eine ruhigere Woche kaufen. Vielleicht zwei. Mehr braucht es oft nicht, damit ein Name nicht gänzlich sinkt.“

Leomar trat einen Schritt näher. Nicht drohend. Nur so weit, dass Dario merken musste, wie wenig Raum noch zwischen ihnen lag. „Und du kaufst diese Woche mit meinem Rücken.“

„Mit deiner Klugheit.“

„Mit meinem Kniefall.“

Dario lachte kurz. „Wenn du ihn nicht tust, tut ihn das Wasser für dich. Es zieht alle gleich tief.“

Leomar schwieg. Darios Worte trafen genau den Punkt, an dem die Versuchung ihren Sitz hatte. Nicht, weil sie ehrbar gewesen wären. Gerade weil sie es nicht waren. Es wäre so leicht gewesen, für einige Tage die Wahrheit zu verraten und es sich als bloße Notwehr auszulegen. Ein stiller Schwur, ein paar neue Fahrten, ein wenig schmutziges Gold, und vielleicht stand er bald wieder auf beiden Füßen. Vielleicht konnte er sogar Serada eines Tages anders begegnen, nicht als Mann mit gesperrtem Kredit und dunklen Gerüchten am Rocksäum, sondern als einer, der den schlimmsten Stoß überlebt hatte. Gerade dieser Gedanke war die niederträchtigste Versuchung: die Hoffnung, die spätere Reinheit mit gegenwärtigem Schmutz zu kaufen.

Noch ehe er antworten konnte, fiel vom Hofeingang her das Geräusch eines rasch geöffneten Riegels. Ein Knecht wollte etwas sagen, schwieg aber sofort, als er sah, wer eintrat. Serada ya Taldron kam durch das Tor, dicht gefolgt von Colmion. Für einen Herzschlag schien der ganze Hof stillzustehen. Sogar draußen am Kai verstummte gerade ein Ruf, als habe die Stadt selbst einen Atemzug lang gelauscht.

Serada blieb stehen, kaum drei Schritte hinter der Schwelle. Sie trug einen dunklen Mantel, unter dem das hellere Kleid nur am Saum sichtbar wurde. Ihr Gesicht war blässer als gewöhnlich, doch in dieser Blässe lag etwas so Entschlossenes, dass Leomar für einen Augenblick den Dreck des Hofes, Darios Nähe und alles andre vergaß. Sie war gekommen. Nach allem. Gerade diese Tatsache nahm ihm fast die Kraft aus den Knien.

Colmion hingegen machte keinen Schritt zu viel. Er blieb neben ihr, nicht dicht genug, um wie ein Wächter zu wirken, aber nah genug, dass jeder im Hof begriff: Diese Frau war nicht allein hier, und wer sie ansprach, tat es nicht ohne Zeugnis. In seiner Hand trug er keine Schrift, kein Register, kein Siegel. Nur die nüchterne Kälte eines Mannes, der entschlossen ist, selbst seine Güte wie Herrschaft auszuteilen.

„Ich wusste nicht“, sagte Leomar rau, „dass man für einen Besuch jetzt gleich zwei Schatten mitbringen muss.“

Serada zuckte kaum merklich. Colmion antwortete zuerst. „Und ich wusste nicht, dass man einen ehrbaren Namen an Orten wie diesem überhaupt allein lassen darf.“

Dario trat halb zurück in den Lampenschatten. Er genoss solche Lagen; das sah man daran, wie still er wurde. Je mehr andere ihre Wunden offenlegten, desto weniger musste er noch tun.



Serada wandte den Kopf nicht zu ihrem Cousin. „Ich bin nicht deinetwegen hier“, sagte sie zu Leomar.

„Das genügt mir fürs Erste“, erwiderte er, und sofort bereute er den Satz, weil zu viel Hoffnung darin lag.

Colmion schob sich nicht zwischen sie. Er sprach gerade darum so wirksam. „Dann will ich es kurz machen“, sagte er. „Dein Name, Serada, kann noch gehalten werden. Nicht eingewaschen. Das versucht niemand mehr. Aber gehalten. Es gibt Häuser, die milde urteilen, wenn sie klare Trennungen sehen. Wenn ich morgen wissen lasse, dass du dich endgültig von belastenden Umgangsformen und Menschen gelöst hast, bleibt manches noch im Rahmen. Der Gläubiger hört anders. Die Vermittler hören anders. Auch im Palast wird anderes gehört, wenn kein weiterer Anlass zur Verknüpfung geboten wird.“

Er sprach ruhig, beinah fürsorglich, und dennoch hörte jeder im Hof den Kern. Schutz gegen Verzicht. Familienhand gegen endgültige Trennung von Leomar. Serada schloss die Finger unter dem Mantel so fest, dass die Knöchel weiß wurden. Leomar sah es. Gerade das machte ihm das Atmen schwer. Denn Colmion bot nicht nur Drohung. Er bot tatsächlich einen Weg, der ihr Ruhe schaffen mochte. Vielleicht wäre es selbstlos gewesen, ihn ihr zu wünschen. Doch alles in ihm bäumte sich dagegen auf.

„Er kauft mit ihr, wie andere mit Ladung kaufen“, sagte er hart.

Colmion sah ihn an, ohne die Stimme zu heben. „Ich kaufe gar nichts. Ich sichere, was von ihrem Namen noch nicht von Männern wie dir und“ – sein Blick glitt zu Dario – „wie deinem Umgang befleckt worden ist.“

Da trat Serada endlich aus ihrer Starre. „Genug“, sagte sie. Nur das eine Wort. Doch es schnitt durch den Hof schärfer als jede lautere Rede.

Dario lachte leise in den Schatten hinein. „Ein schöner Abend für Angebote“, murmelte er. „Da will ich meines nicht schuldig bleiben.“ Er trat wieder vor, das Lampenlicht an der Narbe der Wange. „Frau Serada braucht die Familie. Herr di Serradal braucht den Hafen. So hat jeder seine Kirche. Meine ist kleiner und verlangt nur Schweigen, wenn sie hilft.“ Er sah Leomar an. „Mein Wort steht noch. Ein neuer Bund, eine ruhige Woche, ein stilles Vergessen. Mehr braucht ein Mann manchmal nicht, um wieder aufrecht zu gehen.“

Serada verstand auf der Stelle. Vielleicht nicht alle Einzelheiten. Aber genug. Leomar war also nicht nur geschlagen worden. Er stand vor einem Handel, der ihn retten und zugleich tiefer verstricken konnte. Die Erkenntnis traf sie mit fast derselben Scham wie am Prüftag im Palast. Denn wieder sah sie, wie wenig sie bisher von seinem wirklichen Druck hatte wissen wollen.

„Was bietet er dir?“ fragte sie leise.

Leomar wandte den Blick nicht von Dario. „Dass die Hunde an einem anderen Knochen nagen, wenn ich mich wieder an die Leine nehme.“

Colmion hob die Brauen. „Dann ist es noch schlimmer, als ich dachte.“

„Spare dir dein sauberes Entsetzen“, fuhr Leomar ihn an. „Du stehst hier mit deinem eigenen Handel. Nur dass deiner nach Familienbuch riecht und seiner nach Hafenwasser.“

Colmions Gesicht verhärtete sich. Zum ersten Mal fiel die glatte Beherrschung von ihm ab wie eine schlechtsitzende Hülle. „Mein Handel rettet sie vor dem Fall. Deiner zieht sie mit hinab.“

„Mein Handel?“ Leomar lachte kurz und ohne Freude. „Ich habe noch gar keinen geschlossen.“

„Aber du würdest“, sagte Serada, und nun war ihre Stimme nicht kalt, sondern schmerzlich ruhig. „So wie ich vielleicht den andern schließen würde, wenn ich nur auf das Kleinere sähe und nicht auf den Preis.“

Niemand sprach einen Atemzug lang. Gerade in diesem Schweigen geschah die eigentliche Wendung. Denn zum ersten Mal standen die beiden Angebote offen nebeneinander, ohne dass eine Maske von Fürsorge oder Zweck noch ganz über ihnen lag. Colmion bot Schutz gegen Verrat des Herzens. Dario bot Rettung gegen Verrat der moralischen Linie. Das eine roch nach Familie, das andere nach Unterwelt. Beide verlangten dasselbe: dass Serada und Leomar sich von dem trennten, was sie trotz allem noch nicht preisgeben konnten, ohne kleiner zu werden als ihr eigener Blick es ertrüge.

Dario verstand als Erster, dass der Augenblick zu kippen begann. Er zuckte mit der Schulter. „Moral macht keine Schulden klein“, sagte er. „Und keine Kreditlinie wieder offen. Denkt gut nach, bevor ihr euch an Tugend sattreden wollt.“

Colmion setzte nach, als dürfe der andere nicht das letzte Wort tragen. „Und Leidenschaft macht kein Haus haltbar. Wenn du morgen mein Schreiben erhältst, Serada, und ihm dennoch nicht folgst, so gehst du sehenden Auges in den tieferen Verlust.“

Serada sah erst Colmion an, dann Dario, dann Leomar. Die Lampe warf flackernde Schatten über ihre Wangen, und für einen Herzschlag wirkte sie jünger und härter zugleich als sonst. „Ihr beide sprecht von Hilfe“, sagte sie. „Und keiner von euch verlangt etwas Geringeres als Verrat.“

Dario grinste schmal. „Man nennt es in meiner Welt vernünftige Zahlung.“

„In deiner Welt vielleicht.“ Serada wandte sich nun Colmion zu.  
„Und in deiner nennt man es Pflicht, wenn eine Frau ihr Herz so lange stillhält, bis ihr Name wieder nützlich klingt.“

Colmion wollte antworten, doch sie hob die Hand. Nicht herrisch. Nur mit jener seltenen, blanken Entschlossenheit, die aus Erschöpfung geboren wird und darum nicht leicht zu erschüttern ist. „Nein. Hör mir zu. Ich habe zu lange zugelassen, dass andere die Kosten meiner Entscheidungen benennen, während ich selbst nur die Formen wahre. Damit ist es zu Ende.“

Leomar spürte, wie etwas in ihm, das seit Tagen nur noch wund gewesen war, plötzlich ganz still wurde. Nicht geheilt. Nur still genug, um zu hören. Dario sah nun nicht mehr selbstgewiss aus. Colmion dafür umso angespannter.

„Und du?“ fragte Serada, diesmal zu Leomar. „Wenn du heute ja zu ihm sagst, gewinnst du vielleicht eine Woche. Vielleicht einen Monat. Aber du verlierst den letzten Grund, noch gerade auf mich oder auf dich selbst zu schauen. Dann ist jede spätere Wahrheit von Anfang an mit demselben Dreck erkauft.“

Leomar zog den Atem scharf ein. Alles in ihm wollte sagen, dass eine Woche am Rand des Sturzes kein kleiner Gewinn sei. Dass Männer am Hafen nicht von Reinheit lebten. Dass er keine Wahl mehr habe. Doch in genau diesem Augenblick wusste er mit schneidender Klarheit, dass sie recht hatte. Darios Hand nehmen hieße nicht bloß, einen Preis zahlen. Es hieße, den eigenen Fall zur Gewohnheit zu machen und später vielleicht sogar als Klugheit zu preisen. Er sah Dario an und sagte, langsam, damit kein Laut aus Trotz daran klebe: „Nein. Nicht ein weiteres Mal.“

Dario hob nur die Hände, als sei dies ein Spiel, das er längst verloren gegeben hätte. Doch seine Augen wurden hart. „Dann ertrink sauber“, sagte er und trat zurück in den Schatten.

Serada sah nun wieder Colmion an. Ihr Gesicht zitterte nicht. Gerade das machte ihre Worte so schwer. „Und ich werde dich morgen nicht um günstige Worte bitten“, sagte sie. „Keinen Brief an Vermittler, der mit Lüge erkauft ist. Kein Haussegen gegen den Preis, dass ich mich selbst verstoße. Wenn mein Name fällt, dann nicht darum, weil ich ihn mit deiner Hilfe gegen Wahrheit verteidigt habe.“

Colmion stand sehr still. Dann fragte er, leiser als zuvor: „Weißt du überhaupt, was du wegwirfst?“

„Ja“, sagte Serada. „Darum tut es weh.“

Es war der härteste Satz des Abends, weil in ihm keine Pose mehr lag. Colmion schloss für einen Herzschlag die Augen. Vielleicht aus Zorn. Vielleicht aus dem bitteren Wissen, dass seine Macht an genau jener Stelle endete, an der eine Frau den Preis endlich selbst annehmen wollte. Als er sie wieder ansah, war sein Gesicht grau geworden. „Dann trage ihn“, sagte er.

„Das werde ich“, erwiderte sie.

Damit war alles entschieden, noch ehe einer der Männer sich rührte. Dario ging zuerst, ohne Gruß, nur mit dem kaum hörbaren Lachen eines Menschen, der auf spätere Gelegenheiten vertraut. Colmion folgte langsamer. Am Tor blieb er einen Moment stehen, als wolle er sich noch einmal umwenden. Er tat es nicht. Dann war er fort, und der Hof lag auf einmal größer da, kälter, leerer.

Serada und Leomar blieben zurück, doch auch jetzt trat keiner sogleich zum andern. Zwischen ihnen stand nicht mehr das alte Missverständnis in seiner ersten Schärfe, aber noch immer alles, was es angerichtet hatte. Die Lampe knisterte. Vom Kai her rief jemand nach einer Leine. Ein Fass schlug dumpf gegen Holz. Gewöhnliche Geräusche. Und doch war nichts mehr gewöhnlich.

„Wir haben gerade beide das Leichtere fortgeschickt“, sagte Leomar schließlich.

Serada nickte. „Ja.“

Mehr sagten sie nicht. Noch nicht. Denn dies war nicht der Augenblick der Rettung. Nur der Augenblick, in dem beide begriffen hatten, dass sie eher den offenen Verlust tragen würden als die bequemere Lüge. Eben darum begann der eigentliche Preis jetzt erst.

---

Der Morgen, an dem die Entscheidung fiel, hob sich klar und kalt über Belhanka, als wolle die Stadt ausgerechnet an diesem Tag jedes Ding mit schärferen Linien zeigen. Über dem Palast der Republik lag jenes blasse Licht, das den Stein heller und die Gesichter müder macht, und auf den Platten des inneren Hofes glitt der Schatten der Balustraden wie dunkles Gitterwerk. Schreiberburschen liefen mit verschnürten Bündeln zwischen Vorzimmer und Kanzlei, ein Bote trug einen Kasten mit Siegeln, und in der Luft hing der trockene Geruch von Wachs, Kalk, Staub und Papier. Nichts daran war feierlich. Gerade das gab dem Morgen seine Härte. Große Entscheidungen werden selten von Trompeten begleitet. Meist riechen sie nach Federkiel und kaltem Stein.

Serada ya Taldron stand im kleinen Vorraum zur inneren Kanzlei und hatte die Hände so ruhig vor sich gefaltet, dass niemand auf den ersten Blick erkannt hätte, wie fest sie die Finger ineinander drückte. Der Randvermerk aus den vergangenen Tagen lag bereits in mehreren Köpfen, der Hinweis auf das Mandat war aus der engeren Liste genommen, und selbst die Dienerin am

Wasserkessel hob die Augen nicht mehr mit derselben Unbefangenheit wie früher. Alles, was sie in den letzten Wochen zu retten versucht hatte, hing nur noch in schmalen Fäden um sie. Sie wusste das. Eben deshalb war die Ruhe in ihrem Gesicht keine Gelassenheit. Sie war die äußerste Form von Entschlossenheit.

In ihrer Hand hielt sie kein Dossier, kein fertiges Schutzwerk, kein Schreiben, hinter dem sie sich verbergen konnte. Nur ein einzelnes Blatt, auf dem ihre eigene Hand in nüchterner Schrift festgehalten hatte, was sie monatelang nicht laut benannt hatte: dass sie in einer Fristsache des vergangenen Sommers eine Dehnung geduldet habe, die sie nicht hätte dulden dürfen; dass die Begünstigung mittelbar ihrem Haus genutzt habe; dass kein falsches Siegel, keine gefälschte Zeile und keine erzwungene Löschung vorliege, wohl aber eine Verletzung jener Klarheit, die ihr Amt verlangt habe. Der Satz war karg. Gerade darum wog er schwer. Es war nicht das ganze Elend ihres Lebens, das dort stand. Nur der Teil, den sie endlich selbst als ihren Preis auf den Tisch legte.

Der Vorsteher der inneren Kanzlei, ein hagerer Mann mit gelblichem Gesicht und trockenen Lippen, trat aus dem angrenzenden Zimmer und blieb vor ihr stehen. Er hatte bereits gehört, dass sie um Gehör gebeten hatte. Vielleicht ahnte er auch, weshalb. In solchen Häusern geht die Witterung mancher Dinge schneller als ihre Schrift. „Nun?“ fragte er.

Serada reichte ihm das Blatt, ohne ihre Haltung zu verändern. „Ich will, dass dies zu den Vergleichsbögen genommen wird. Nicht als erzwungene Einlassung, sondern als eigene.“

Er nahm das Papier, las die Zeilen einmal, dann ein zweites Mal, diesmal langsamer. Ein Mensch, der weniger im Amt groß geworden war, hätte Mitleid oder Schärfe gezeigt. Der Vorsteher zeigte nur jenen kleinen Verlust an Wärme um die Augen, der in

Häusern der Ordnung oft schlimmer wirkt als jede offene Zurechtweisung. „Ihr wisst“, sagte er, „was dieser Schritt bedeutet.“

„Ja.“

„Der Hinweis auf das Mandat kehrt damit nicht zurück.“

„Ich weiß.“

„Und das Haus Taldron wird nicht sagen können, es habe von nichts gewusst.“

Für einen Herzschlag zog etwas in ihr, heiß und bitter. Dann sagte sie: „Das Haus Taldron hat lange genug davon gelebt, dass ich zu wenig sagte.“

Es war der erste rohe Satz, der ihr an diesem Morgen entglitt. Vielleicht bereute sie ihn schon, kaum dass er zwischen ihnen stand. Vielleicht auch nicht. Der Vorsteher erwiderte nichts darauf. Er wies nur auf die Bank an der Wand und bedeutete ihr, zu warten. Dann ging er mit dem Blatt hinein.

Diese Wartezeit dauerte nicht lang. Vielleicht nur ein Viertel einer Stunde. Für Serada dehnte sie sich, als säße sie in einem stillen Brunnen aus Stein, in den die Welt nur gedämpft herabklang. Ein Schreiber trug ein Protokollbündel vorbei. Jemand hustete im Nebengang. Ein Fenster wurde geöffnet. Von draußen drang das entfernte Schlagen einer Glocke herüber. Alles blieb im Gang. Nur in ihr stand jeder Atemzug unter dem Gewicht des eben Gesagten. Sie hatte ihre Fristdehnung nicht geleugnet, nicht länger aus Randbemerkungen, Fremdvermerken und vorsichtigen Halbwahrheiten bestehen lassen, sondern selbst auf den Tisch gelegt. Das hätte sie früher tun können. Vielleicht hätte es manches gemildert. Nun würde es nur noch eines schaffen: dass der Preis wenigstens an der rechten Stelle stand.



Als der Vorsteher zurückkam, hielt er das Blatt nicht mehr in der Hand. Es lag nun bereits bei den andern. „Die Niederschrift wird aufgenommen“, sagte er. „Über weitere Folgen entscheidet nicht dieser Morgen allein. Aber der Verzicht auf das gegenwärtige Mandat ist mit dieser Erklärung praktisch erklärt.“ Er machte eine kleine Pause. „Ihr könntet um Schonung bitten. Ich weiß nicht, ob sie viel trüge. Wollt Ihr es tun?“

Serada dachte an Colmion, an das weiße Band in der Mappe, an all die Tage, in denen sie ihre Würde mit Schweigen verwechselt hatte. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein.“

Der Vorsteher nickte nur einmal. Mehr nicht. Damit war alles gesagt, was das Amt an diesem Punkt von ihr verlangen und ihr gewähren konnte. Kein feierlicher Spruch. Kein Fallbeil. Nur der saubere Verlust eines Weges, den sie einmal beinahe schon vor Augen gehabt hatte. Als sie den Raum verließ, war ihr nicht, als sei sie gereinigt worden. Nur leichter im schlimmsten Sinn: um etwas beraubt, das nicht wieder an seinen Platz zurückkehren würde.

Zur gleichen Stunde, auf der andern Seite der Stadt, stand Leomar di Serradal in einem niedrigen Raum hinter der Freigabestelle des Hafens vor einem Tisch aus grobem Holz, an dem drei Männer saßen und keiner davon aussah, als wolle er ihm mehr Schonung gewähren, als das Papier verlangte. Auf dem Tisch lagen zwei alte Vermerke, ein Lagerzeichen, eine Abschrift über die fragliche Transportzusage und ein kleiner Beutel mit drei gebrochenen Bleiplomben, die als stilles Zeugnis mehr Gewicht hatten als viele Worte. Der Aufseher Ulfan saß in der Mitte, zur Rechten ein Schreiber des Kreditgebers, zur Linken ein graubärtiger Hafenmeister, der schon zu viele Männer mit klugen Ausreden hatte untergehen sehen, um noch leicht an solche Dinge zu glauben.

Leomar hatte die Nacht nicht mit Mut verbracht. Nur mit einem Entschluss, der ihm am Morgen immer noch wie ein offenes Messer vorkam. Er hatte Dario fortgeschickt, Colmion zurückgewiesen und damit die beiden leichten Lügen verloren. Nun blieb nur die schwere Wahrheit. Als der Schreiber des Kreditgebers ihn aufforderte, zur alten Zusage Stellung zu nehmen, sagte Leomar nicht mehr, als zu sagen nötig war, und doch mehr, als er sich je hatte erlauben wollen. Er legte offen, dass er die Transportzusage für drei Kisten Mhanadistan-Rosenöl und zwei versiegelte Ballen Purpurstoff übernommen habe, obwohl ihm die Herkunft der Ware und die Begleitumstände nicht völlig sauber erschienen seien. Er nannte den Mittelsmann. Er nannte den Abend. Er nannte die eigene Bereitschaft, an dem Gewinn damals lieber zu ziehen als an der Vorsicht.

Der graubärtige Hafenmeister hörte sich alles an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Gerade darin lag das Gericht dieser Stunde. Männer wie dieser wussten, dass der eigentliche Stoß oft nicht mehr nötig ist, wenn einer sich einmal entschlossen hat, die eigene Schuld nicht länger zu halbieren. Als Leomar schwieg, fragte der Mann nur, ob weitere Fahrten über denselben Kreis zu erwarten seien.

„Nein“, sagte Leomar.

„Weil Ihr erwischt seid?“ fragte der Schreiber des Kreditgebers.

Leomar sah ihn an. „Weil ich diesmal lieber falle, als mich wieder halten zu lassen von derselben Hand.“

Es war vielleicht kein kluger Satz für diesen Tisch. Er klang zu sehr nach Trotz und zu wenig nach Reue. Aber er war wahr. Ulfan strich mit dem Daumen über den Rand einer Bleiplombe und sagte, die Kreditlinie werde damit nicht sogleich wieder geöffnet. Die Prüfung bleibe. Zwei Freigaben würden unter Vorbehalt

gestellt. Frühere Verbundenheit schütze nicht vor späterer Kühle. Doch die offene Benennung des Mittelsmanns und der eigenen Beteiligung werde notiert. Wer sich selbst aus einem schmutzigen Kreis ziehe, mache es einem Haus wenigstens schwerer, ihn noch für ganz verloren zu halten.

Auch das war kein Freispruch. Nur ein etwas geordneteres Elend. Leomar nahm es hin, wie man eine schmerzhaft Verrenkung hinnimmt, die immerhin den Knochen nicht bricht. Als er den Raum verließ, wusste er, dass das Geld knapp bleiben, die Tür des Kreditgebers eng und mehrere Fahrten ihm nur gegen schärfere Aufsicht gewährt werden würden. Zugleich aber war etwas von ihm abgefallen, das noch schwerer gewesen war als die Furcht: der Gedanke, er müsse sich abermals an Dario und dessen Kreis hängen, wenn er nicht ganz untergehen wolle. Nun war der Verlust wirklich sein eigener. Gerade deshalb konnte er ihn tragen, wenn auch schlecht.

Am Nachmittag verweigerten zwei Häuser ihm die sonst übliche rasche Antwort auf eine Anfrage. Ein drittes ließ ausrichten, man wolle bis nach dem Herbst abwarten. Als er gegen Abend vom Kontorhof auf die Straße trat, wusste er, dass die Welt ihn bereits anders las. Er war nicht vernichtet. Aber er war beschädigt, und der Schaden hatte sichtbare Form angenommen. In demselben Augenblick, da ihm das bitter durch den Leib ging, musste er an Serada denken. Nicht an ihren Stolz. Nicht an ihre Kälte. Sondern an die Möglichkeit, dass auch sie heute etwas fortgegeben hatte, das man nicht wieder kaufen konnte.

Er fand sie später am Anleger zur Überfahrt nach Paradisela, dort, wo die Kaimauer ins dunkle Wasser fiel und die Stadt zu beiden Seiten zugleich fern und nah wirkte. Es war kein verabredeter Ort. Vielleicht hatte nur jeder von ihnen unbewusst dorthin gefunden, weil an dieser Stelle schon einmal etwas beinahe offen geworden und dann gescheitert war. Nun war es Nacht. Keine Rosenkörbe

glitten unter dem Bogen, nur das matte Spiegeln vereinzelter Lichter auf dem Wasser. Ein Wind vom Kanal her strich kühl über den Stein und trug den fernen Klang einer Flöte herauf, so dünn, dass man nicht sagen konnte, aus welchem Haus sie stamme.

Serada stand an der Brüstung und sah nicht, wie Leomar sich näherte. Erst als seine Schritte auf dem Stein verklangen, wandte sie den Kopf. Für einen Herzschlag sagten beide nichts. Sie sahen einander nur an. Und diesmal war in diesem Blick keine falsche Hoffnung mehr, keine Erwartung, die man noch hinter einem Stolz verbergen konnte. Da war nur Erkenntnis, Müdigkeit und der Schmerz darüber, dass die Wahrheit sich endlich gezeigt hatte, aber zu spät, um die unbeschädigte Zukunft zu retten.

„Du warst im Palast“, sagte Leomar schließlich.

Serada nickte. „Und du im Hafenamt.“

Es erstaunte keinen von beiden, dass der andere es wusste. Die Stadt trug solche Dinge schnell. Und vielleicht sah man es ihnen auch einfach an. Sie wirkten beide schmäler um das Gesicht, älter an den Augen, als hätten wenige Tage ihnen etwas genommen, das man in ruhigeren Jahren nur langsam verliert.

„Ich habe es gesagt“, sagte Serada. „Nicht alles. Aber den Teil, der meiner war. Die Fristdehnung. Den Vorteil für das Haus. Das Mandat ist fort.“

Leomar lehnte die Unterarme auf die Brüstung, ohne zu dicht an sie heranzutreten. „Ich habe meine Transportzusage offengelegt. Die Linie bleibt vorerst geschlossen. Zwei Freigaben stehen unter Vorbehalt. Dario bekommt mich nicht wieder.“

Der Wind fuhr zwischen ihnen hindurch. Von fern schlug irgendwo eine Tür. Sonst war nur das Wasser zu hören. Es hätte

ein Augenblick der Erlösung sein können, wäre die Welt gerechter gebaut. Stattdessen lag auf ihren Sätzen nichts Leichtes. Kein Jubel der Wahrheit. Nur der Nachhall ihres Preises.

„Es ändert nichts an dem, was war“, sagte Serada.

„Nein.“

„Und auch nicht an dem, was die Stadt daraus gemacht hat.“

„Nein.“

Mehrmals hätte das Gespräch hier enden können, wenn nur Erschöpfung zwischen ihnen gestanden hätte. Doch da war mehr als Müdigkeit. Da war das Wissen, dass keiner den andern verraten hatte und beide dennoch einander fast daran zugrunde gerichtet hätten. Diese Einsicht brachte keine Unschuld zurück. Aber sie nahm dem Hass den letzten falschen Halt.

Leomar wandte den Kopf zu ihr. „Ich dachte, du hättest mich für das Gericht gehalten.“

Serada schloss für einen Augenblick die Augen. „Das habe ich.“

Er nickte. Kein Vorwurf lag in der Bewegung. Eher die matte Annahme eines Schmerzes, den er inzwischen ohnehin kannte. „Und ich dachte, du hättest die Nacht und alles danach nur genutzt, um dich an sicherer Stelle höher zu setzen.“

„Ich weiß.“

Wieder war da eine Pause. Nicht leer. Voll von allem, was man nicht mehr ungeschehen machen konnte. Serada legte schließlich die Hand auf den kalten Stein der Brüstung. „Wir waren beide grausam“, sagte sie leise. „Nicht absichtlich vielleicht. Aber gründlich.“

Leomar lachte nicht. „Das passt zu uns besser, als mir lieb ist.“

Zum ersten Mal an diesem Abend zog etwas wie ein beinahe bitteres Lächeln über ihren Mund. Es dauerte nicht lange. Doch es war wirklich. Vielleicht weil in diesem Satz keine Pose mehr lag.

Er hätte jetzt nach ihr greifen können. Sie hätte ihn zurückweisen oder zu ihm treten können. Keiner tat es. Gerade darin lag die Wahrhaftigkeit dieses Schlusses. Was zwischen ihnen noch möglich sein mochte, war nicht mehr standesglatt, nicht mehr geschützt, nicht mehr eingebettet in Häuser, die ihre Namen trugen wie saubere Schilde. Wenn sie einander nun suchten, dann nur ohne diese Deckung und unter dem Wissen, was es sie bereits gekostet hatte.

„Ein Haus hat mir heute den Herbstbesuch verweigert“, sagte Serada nach einer Weile. „Nicht offen. Nur durch eine Dienerin mit zu glatter Stimme.“

„Zwei Häuser haben mir heute keinen Bescheid gegeben, wo sie sonst noch vor dem Nachtläuten geantwortet hätten.“

„Dann weiß die Stadt, was sie wissen wollte.“

„Sie weiß genug, um es lange zu kauen.“

Sie standen Seite an Seite, nicht berührend, und sahen auf das Wasser hinab, das die Lichter zerriss und doch weitertrug. Serada dachte daran, wie sie früher geglaubt hatte, ein beschädigter Ruf sei etwas, das man mit Geduld, guter Haltung und stiller Arbeit wieder glätten könne. Vielleicht stimmte das bei kleinen Rissen. Nicht bei diesem. Leomar dachte an geschlossene Linien, an den Schatten von Darios Kreis, an künftige Verträge, die ihm nur noch zögernd zufallen würden. Auch er wusste nun, dass nicht

jede Wunde im Geschäft mit Fleiß verschwindet. Manche bleiben im Blick des Gegenübers.

„Warum bist du gekommen?“ fragte er schließlich.

Serada antwortete nicht sogleich. Sie hätte sagen können: um zu sehen, ob du noch aufrecht gehst. Oder: um mir selbst zu beweisen, dass wir uns nicht nur in Irrtum verloren haben. Oder auch einfach: weil ich dich trotz allem nicht aus mir werfen kann. Stattdessen sagte sie etwas, das schlichter und gerade darum wahrer war. „Weil ich nach all dem nicht wollte, dass die letzte Wahrheit zwischen uns nur aus Schaden besteht.“

Leomar senkte den Blick. Dann legte er, langsam genug, um ihr jeden Raum zum Ausweichen zu lassen, die Hand neben ihre auf den Stein. Nicht darüber. Nicht darum. Nur nahe. Serada zog ihre Hand nicht fort. Mehr geschah nicht. Und doch war in dieser kleinen, ungesicherten Nähe mehr Wirklichkeit als in allen Schutzangeboten, Drohungen und halben Geständnissen zuvor.

„Dann lass dies nicht die letzte Wahrheit sein“, sagte er.

Sie sah ihn an. Im schwachen Licht wirkte sein Gesicht härter und zugleich offener als früher, als habe der Verlust einen Teil der schönen Unruhe aus ihm herausgebrannt und nur das Übrige stehen lassen. „Ich kann dir nichts Leichtes geben“, sagte sie.

„Ich habe auch nichts Leichtes mehr zu nehmen.“

Wieder hätte man daraus ein Gelöbnis machen können. Beide taten es nicht. Zu viel war schon unter den Augen anderer versprochen, vermutet, verschoben und verdorben worden. Sie standen nur dort, am Rand des Wassers, in einer Stadt, die ihnen künftig mindestens einen Salon verschließen, seine Kreditwege eng und ihren Namen im Amt vorsichtiger behandeln würde.

Und doch war zwischen ihnen noch etwas möglich. Nicht unversehrt. Nicht glänzend. Nur wirklich.

Als sie sich schließlich trennten, ohne Kuss, ohne Schwur, ohne irgendeinen großen Satz, war darin weder Sieg noch Frieden. Nur die schwere, eigensinnige Hoffnung zweier Menschen, die einander nicht durch Reinheit, sondern durch den gemeinsam bezahlten Preis wiederssehen konnten. Unter den Augen der Zwölf mochte das wenig sein. Für Serada und Leomar war es alles, was nach diesem Fall noch ehrlich geblieben war.





Beachten sie unsere Romanserien:

Gefangen im Horror von Edgar Allan Corvinus

Unter den Augen der Zwölf – Valeria Seravalli

Herausgegeben im Jahre 1048 nach Bosparans Fall  
durch Holmar Wenzelin zu Vinsalt

Gedruckt in der Offizin der  
Druckerei „Zur Goldenen Letternkrone“  
am Südufer des Vinsalt-Deltas

Er war kein Mann für sichere Versprechen.  
Sie war keine Frau, die sich einen Fehltritt leisten durfte.

In den glühenden Nächten Belhankas genügt ein Blick,  
ein zu spätes Schweigen, eine Berührung am falschen Ort,  
und aus Verlangen wird Gefahr. Serada ya Taldron hat zu  
viel zu verlieren: ihren Namen, ihre Stellung, die letzten  
Reste des Schutzes, den ihre Familie noch zu bieten vorgibt.  
Leomar di Serradal trägt eigene Schuld mit sich, dunkler und  
schwerer, als die Stadt ahnt. Was zwischen ihnen in einer  
einzigen Nacht begann, wird bald von Gerüchten, Schulden  
und fremden Händen umstellt.

Denn unter den Augen der Zwölf bleibt keine Nähe  
unbemerkt. Und jede Wahrheit kommt zu spät, wenn der  
Preis schon bezahlt ist.

Kann Liebe bestehen, wenn zwei Menschen einander  
erst verlieren müssen, um sich wirklich zu erkennen?